Die
Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

39. Jahrg. Scottdale, Pa., 4. Oktober 1916. No. 40.

Der Mensch denkt

Über Gott lenkt

Auf wunderbaren Wegen
Schenkt Gott uns seinen Segen,
Er läßt die Hand nie ruh'n.
Und wenn sein Licht uns blendet,
Er dunkle Boten sendet,
Die seine Dienste willig tun.

Schickt er in trüben Tagen
Auch peinlich schwere Plagen,
Daß mir das Herz schier bricht,
So will ich doch nicht zagen
Und über Nöte klagen;
Er führt durch Nacht zum sel'gen Licht.

Es triefet allerwegen
Von reichem Himmelssegen
Dies Erdenpilgerland;
Wenn wir nur Ihn ansehen
Gibt er's uns zu verstehen:
Es kommt aus Seiner milden Hand.

A. W. F.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Ich will es thun.

(Matth. 8, 2. 3; Mark. 1, 40; Luk. 8, 12.)
Daß ich nur zuversichtlich wußte,
Kind sei auch ich von deinem Haus,
Wie würf' ich froh an Edens Küste
Schon jetzt den Hoffnungsanker aus!
Gestützt auf dein „Ich will!" entschlüge
Jedwede Sorge sich mein Herz,
Denn dies dein göttlich Machtwort trüge
Durch Sturm und Fluth mich himmelwärts.

Längst zwar bist du mein tiefstes Sehnen
Ja meine Zuflucht für und für;
Längst ist von allen Erdentönen
Der süßeste dein Name mir.
Ich möchte ohne dich nicht leben!
Nur drückt die Sünde mich noch schwer;
Bin ich, Herr, dennoch dir gegeben?
Bejah's, und nichts begehr' ich mehr!

„Ich will!" — Allmächt'ges Wort! — Nun wolle
Nur Böses, wer es immer sei!
An dem „Ich will!" bricht, wie die Scholle
Am Felsriff, jede Macht entzwei.
Wie sündig auch, — ich pilgre fröhlich;
Wie schwach mein Herz, — Dein Wollen siegt;
Halleluja! ich werde selig:
Herr, Herr, du willst's, und das genügt.

F. W. Krummacher.

Ueber das Gewissen.

„Ich sage die Wahrheit in Christo und lüge nicht, deß mir Zeugniß gibt mein Gewissen, in dem heiligen Geist." Röm. 9, 1.

Das Gewissen ist die Lokalität in dem tiefsten innersten Grund des menschlichen Wesens, im Herzen, wo die Erkenntniß oder das Wissen, das ihm auf die eine oder andere Weise zugeführt wird, Platz nimmt. Nach dem Gesetz der rettenden Gnade Gottes werden in dieser Lokalität (im Gewissen) alle Wahrheiten Gottes, die dem Menschen nöthig sind zu wissen, auf nur Gottes Geiste eigenthümlicher Weise an- oder eingeschrieben, bei dem Sünder so wie bei dem Frommen. Und die so von Gottes Geist in das Gewissen geschriebenen Wahrheiten sind dann dem Menschen selbst angehöriges, ihm einverleibtes Eigenthum und Bestandteile seines Wissens, und formiren somit durch diese Einverleibung der ewigen unendlichen Wahrheiten Gottes in dem innersten tiefsten Grund des menschlichen Herzens, eine Lokalität, wo Gott mit seinem Gesetz in seiner Liebe seine Erscheinung macht bei dem Sünder, sowie auch oft bei dem Frommen, um die nöthige Belehrung und Bestrafung zu geben, die dem Menschen für Zeit und Ewigkeit zum Segen gereichen soll. Was der Herr bei diesen Gelegenheiten dem Menschen also beibringt (dem Menschen ins Gewissen sagt), das kann nie verwischt werden.

Nun redet man oft von einem abgestumpften Gewissen. Man redet von einem schlummernden Gewissen, und da gibt es sicherlich oft ein mit Schuld bedecktes Gewissen. Was Gott dem Menschen einmal mit seinem heiligen Gesetzesfinger ins Gewissen schreibt, kann nie sterben, kann nie enden, das ist so unsterblich als die Seele selbst, ja als Gott selbst, denn „Gottes Wort bleibet in Ewigkeit" (Psalm 119, 89; 1. Petri 1, 23. 25), ob es geredet wird zu Himmel, Hölle, Engel oder Menschen. Wenn die Banden des Fleisches aufgelöst werden, wird dem Menschen somit das bleiben, was ihm Gott hier auf Erden ins Gewissen geredet hat, ob seine Existenz ewig selig oder unselig sein wird. Das wird dem Menschen, der das Unglück hat, ewig verloren zu gehen, die Verdammniß eben so groß machen, daß ihm alles so klar bewußt ist, daß er das, was Gott und gute Menschen ihm gesagt und für ihn gethan haben, nicht vergessen kann. Nicht vergessen kann, was er versäumt hat in dieser Welt. Nicht vergessen kann, was er hätte Gutes verrichten können auf Erden. Das bestätigt die Geschichte des reichen Mannes in der Hölle. Da derselbe in der Hölle und in der Qual war und den Versuch gemacht hatte, seine Schmerzen gelindert zu bekommen, und der gute Abraham ihm sagen mußte, daß das nun nicht geändert werden könnte, und ersuchte Abraham, den Lazarus zu senden, um das nachzuholen, was er selbst auf Erden versäumt hatte. Wohl mehr als je zuvor erkannte er, was er hätte auf Erden thun können und sollen.

Werther Leser, laß dir darum das Gewissen hier, während du noch auf Erden bist, nicht umsonst reden. Mit einem solchen Gewissen ist selbst der Heide gesegnet, eine Lokalität, wo Gott selbst dem Heiden Wahrheiten beibringt, so daß die Heiden, die das Gesetz (das mosaische in Buchstaben, sowie die Propheten) nicht haben, dennoch des Gesetzes Werk thun können. Daß die Heiden unter dieser Gnadenwirkung des Heiligen Geistes in ihren Gewissen nicht nur dahin gebracht werden können, sondern manche wirklich dahin gebracht worden sind (nach dem Zeugniß Pauli, Röm. 2, 14), daß es ihnen von Herzen darum zu thun war, nach Gottes Willen zu leben. Dieses ist eins der größten Wunder unter allen Wundern, die aufgezeichnet sind in heiliger Schrift, daß die Heiden, die das Gesetz, das Gott auf zwei steinerne Tafeln geschrieben und dem Mose gegeben, sowie die Propheten nicht hatten, wohl nie gewußt noch je erfahren, daß Gott seinen Willen einem Theil der Menschheit auf eine solche Weise, geoffenbaret, und doch desselben Gesetzes Werk thaten. (Denn so die Heiden, die das Gesetz nicht haben, sind sie ihnen selbst ein Gesetz. Damit, daß sie beweisen, des Gesetzes Werk sei beschrieben in ihren Herzen, sintemal ihr Gewissen sie bezeugt, dazu auch die Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen" (Röm. 2, 14. 15).

Lieber Leser! Was aber kann der Mensch werden mit und durch das geschriebene Wort und die reiche Fülle des heiligen Geistes, und unter der Aufmunterung von so vielen wahren Knechten Gottes und Kindern Gottes in der neutestamentlichen Haushaltung, besonders in unseren Tagen? Weißt du es aus Erfahrung? Bist du zur Ehre Gottes ein großer Segen und Nutzen für deine Umgebung, oder klagt dich immer und immer wieder dein Gewissen an, daß du viel frömmer, viel nützlicher sein solltest? Prüfe dich!

Und nun, wie wir uns gegenüber demselben verhalten sollen. Dem Gewissen im heiligen Geist gab Paulus das Zeugnis, daß es die Wahrheit sagte. Hiob sagte (Hiob 27, 6): „Mein Gewissen beißt mich nicht meines ganzen Lebens halber." Dasselbe gibt dem Christen Zeugnis über alles, wo er nach Gottes Wort lebt, daß er das Rechte gethan hat. Um ein solches Gewissen zu haben, übe man sich, wie Paulus sagt Apg. 24, 14—16: Gott zu dienen, alles zu glauben, was geschrieben steht im Gesetz und den Propheten, und auch alles was uns das neutestamentliche lehrt. Man übe sich immer und beständig und mache sich Gottes Wort zur Richtschnur seines Lebens. Wer das thut trägt dazu bei, wie Paulus, Hiob und alle Anderen, ein gutes Gewissen zu bekommen. Um sich Gottes Wort so recht zur Richtschnur seines Lebens zu machen, bete und erwarte man immer und immer wieder die Fülle des heiligen Geistes. Nur unter der Fülle des heiligen Geistes können wir nach Gottes Willen gute Fortschritte machen, ein gutes Gewissen zu bekommen und zu bewahren. Dann und nur dann ist ein reines, gutes und unverletztes Gewissen ein großer Schatz unseres Lebens.

Ausgew.

Das Buch der Bücher und alles, was aus ihm geschöpft ist, hat allein bleibenden Werth für die Förderung der Menschheit.

Besuche in den Central-Provinzen, Indien.

J. H. Pankratz.

Schluß.

Als wir wieder bis zur Mission zurück waren, stand schon das Ochsentungah für uns fertig, um uns zu der Station, wo Geschw. M. Lapp tätig sind, zu bringen. Br. G. Lapp nahm meine liebe Frau und unsere Linda im Seitensitz seines Motorbicycle's schnell voraus dort hin, während ich und der Waldo nachkamen, doch auf halbem Wege war Br. Lapp schon wieder bis zu uns zurück und nahm auch uns beide schnell zum Bestimmungsort. Die Aufnahme war hier, wie überall, die freundlichste, und so fühlte man sich gleich als im Bekannten kreise. Man hat auch hier eine große Mission, eine Kirche im Dorfe, die von den Christen und Dorfbewohnern zum größern Teil erbaut worden ist, und dazu hat man hier eine Ackerbaueinrichtung mit der Mission verbunden, wo es manchen Christen ermöglicht wird, ihren Lebensunterhalt zu finden. Sicherlich löst dies manche schwere Frage, wenn jemand Christ wird, und er dann von allen Verwandten ausgewiesen wird, denn man kann ihm unter solchen Umständen wohl Arbeit verschaffen.

Wir sahen uns auch die große Kostschule für Mädchen an. Geleitet wird dieselbe von zwei Missionarinnen, die uns die praktischen Einrichtungen, welche für eine solche Arbeit notwendig sind, zeigten, und so konnte man sich eine gute Vorstellung von der Arbeit bilden. Wir trafen hier auch einen Missionaren mit seiner Gattin, der kürzlich von Amerika gekommen war und der sich besonders des industriellen Zweiges der Mission widmen will. Sicherlich wird das zu noch besserm Fortschritt derselben dienen. Es ist das wohl fast unbedingt notwendig, wo man industrielle Mission treibt, und Industrie klopft heute immer dringender bei allen Missionen an. Es wird eigentlich unumgänglich notwendig, daß man diesem Teile mehr Aufmerksamkeit in der Mission schenkt. Auch wir werden uns dessen nicht auf die Dauer erwehren können.

Bald am Nachmittag brachen wir wieder auf, denn unsere Zeit war kurz, und daher fuhren wir per indischen Ochsentungahs ab nach Geschw. Peter Friesen's Station, wohl so an 18 Meilen weiter. Auf halbem Wege hören wir mit einemal das Horn eines Motor's hinter uns. Ganz erstaunt schauen wir uns um und sahen, daß Br. M. Lapp uns mit der Missions-Motorcar nach kam, um uns so schneller zur nächsten Station zu bringen. Das ging denn auch schneller, und bald waren wir auf dem Missionshof zu Shankra, wo Geschw. Friesen uns in freundlichster Weise willkommen hießen. Natürlich gab es hier recht viele Anknüpfungspunkte zur Unterhaltung, denn Br. Friesen hatte uns seinerzeit in Indien besucht, u. so waren wir bald in lebhaften Besprechungen vertieft. Die Station ist noch etwas neuer als die, welche wir vorher gesehen hatten, und doch war hier schon vieles von der Wirksamkeit der Mission zu sehen. Die Kirche war natürlich etwas weiter ab im Dorfe, doch ist das für die Arbeit, um die Dorfbewohner zu erreichen, passend. Eine nette Christenschar wohnte ganz in der Nähe der Station, und die bilden eigentlich den Kernpunkt eines jeden Missionswerkes. Von dieser Station aus hat man eine ausgezeichnete Aussicht auf viele Dörfer in garnicht weiter Ferne vom Missionshof, und Br. Friesen war ganz erfüllt von dem Plane, wie diese alle zu evangelisieren seien. Da trat der rechte strebsame Missionssinn zu Tage.

Im lieben Missionsheim haben wir glückliche Stunden verlebt, haben uns an Gesang und Music erfreut, haben Andacht und Gebet gehabt, und haben auch mit den lieben Kindern Freuden genossen. Die hatten schnell Freundschaft geschlossen, besonders die beiden Mädchen, unsere Linda und Geschwister Friesen's Töchterlein, hatten sich zum lebhaftesten Spiel vereinigt. Diese und andere Begebenheiten machten unsern wenn auch nur kurzen Besuch doch zu einem sehr angenehmen.

Für den nächsten Mongen, d. h. für den 6ten Januar, hatten wir unsere Abfahrt geplant, denn wir mußten eilen, um wieder zu unserer Arbeit zu kommen. Wir waren fertig, das Fuhrwerk zu besteigen, als unsere Linda einen harten Fieberschüttelfrost bekam, und so mußten wir noch warten. Unterdessen kamen Geschw. P. A. Penner dort an, und so machten wir unsern Reiseplan so, daß wir, wenn möglich, noch an dem Tage bis Dhamtari fahren würden. Am Nachmittag erschien Br. Schenk wieder mit der Motorcar und weil das Fieber etwas nachließ, so fuhren wir ab. Weil aber etwas an der Motorcar nicht in Ordnung war, und es Mühe machte, mußten wir bei Geschw. Lapp's Station anhalten und über Nacht bleiben. Das gab ja noch wieder Gelegenheiten etwas mehr von der dortigen Arbeit zu erfahren. Unter anderm erzählte Br. Lapp uns auch, wie einer der Raja's (Könige) in seiner Krankheit zu ihm schickte und von ihm behandelt sein wollte. Br. Lapp übernahm die Arbeit, und die Folge war, daß der Raja gesund wurde und sich auch in der Tat dankbar bewies. Da zeigte es sich, daß die Mission auch in den bessern Kreisen der Hindus ihren Einfluß geltend machen kann. Unter solchen und andern Besprechungen war schnell ein Teil vom Morgen des 7ten Januars verstrichen, als bald wieder der Ochsen Tungah erschien, um uns bis Dhamtari zu bringen.

Die Fahrt verlief ohne jeden Zwischenfall, und daher langten wir nach etwa ein und einhalbstündiger Reise bei Dr. und Mrs. Esch an, die uns erwarteten und so freundlich wie nur möglich in ihr Heim aufnahmen. Dort verbrachten wir nun noch einige Stunden der angenehmsten Unterhaltung, wobei wir manches über die Arbeit unter den Aussätzigen, welche von der Dhamtari Mission getan wird, erfuhren und auch einen kurzen Ueberblick von der Tätigkeit des Hospitals erhielten. Es war uns schade, daß die Zeit es nicht mehr erlaubte, diese Arbeiten noch besichtigen zu dürfen. Dafür aber nutzten wir die Zeit um so besser aus, Gedanken über Missionstätigkeit zu wechseln, und das gab uns eben wieder neuen Ansporn zur Arbeit.

Nach einer wohltuenden Mahlzeit mußten wir uns bald zur Bahnstation begeben. Während Br. Esch's Fuhrwerk die Frauen dorthin brachte, gingen der Doctor und ich schnell zu Fuß hin. Wir hatten sonst das Uebereinkommen mit Geschw. Penner, daß sie auch mit uns den Zug besteigen würden, um so noch eine kurze Strecke miteinander reisen zu dürfen. Br. G. Lapp erschien, und nun glaubten wir, daß Geschw. Penner auch da seien, aber die Zeit des Abfahrens war da, und die Erwarteten erschienen nicht. Ein warmer Abschied von den Brüdern der Dhamtari Mission — und wir fuhren ab, unserer Heimat zu. Es wäre ja nicht nach indischer Art gewesen, wenn auf dieser Besuchsreise jeder Plan ganz gelungen wäre, und so trösteten wir uns zum Teil mit diesem Gedanken, während es uns doch recht leid tat, daß uns das Glück entrissen war, noch in Gemeinschaft mit unsern lieben Freunden reisen zu dürfen. Später schrieb Br. Penner, daß wir eigentlich noch etwas zurück kommen sollten, um einen richtigen Abschied zu machen, aber es will uns so scheinen, daß sie zu diesem Zweck wohl zu uns kommen sollten, denn wir waren zur rechten Zeit beim Zuge. Na, das wollen wir schon gut heißen, denn wenn wir uns sollten wieder treffen, so können wir eben etwas doppelt besorgen, nämlich, den letzten Abschied und eine Begrüßung.

Sonst ging die Reise gut. In Raipur trafen wir einen von Geschw. P. W. Penner's Christen, der unser Gepäck, welches wir in Janjgir gelassen hatten , dort hingebracht

hatte. Besten Dank dafür! Unsere ganze Heimreise verlief ohne jeden Aufenthalt, nur ein Zwischenfall trug sich zu, der bei uns und vielen der Mitreisenden Ausdrücke des tiefsten Bedauerns hervorrief. Als unser Zug einen Fluß kreuzte, wollten auf der andern Seite einige Männer noch schnell das Bahngeleise kreuzen, ehe der Zug kam, aber, ach weh! ein alter Mann stolperte, und unser Zug konnte so schnell nicht anhalten, und so fuhr er dem armen Menschen beide Beine ab. Auch sonst war er verletzt, und als man ihn von unter dem Zuge hervor zog, war er halb bewußtlos. Er wurde auf einen der Wagen genommen und an der nächsten Station abgelassen, doch war bis dann sein Leben schon entflohen. So schnell und zudem noch auf so traurige Weise müssen wir Menschen oft diese Welt verlassen! Wenn alles um unsere Seele wohl bestellt ist, so kann man sich noch darüber trösten. Ob das der Fall war bei diesem Mann, weiß ich nicht. Eine römische Katholikin rief ihrem Priester zu, den Mann noch schnell zu taufen, was aber nicht geschah, und was dem Armen auch nichts genützt hätte, wenn die innere Zukehr zu Christus gefehlt hat. So etwas sind ernste Fragen!

Zu Hause trafen wir alle froh und wohl an. Noch einmal, wenn auch so sehr verspätet, allen denen, wo wir einkehren durften, unsern wärmsten Dank für alle freundliche Aufnahme, Bewirtung und Beförderung von Ort zu Ort. Uns hat so ein Besuch ordentlich wohl getan, und wir sind daher auch vor allem Gott im Himmel, dem Lenker aller unserer Wege, dankbar, daß Er uns diesen Hochgenuß zukommen ließ. Uns stecken heute noch die angenehmsten Erinnerungen an diesen Besuch im Gemüt und Seele. Es soll uns eine große Freude sein, wenn wir einen ähnlichen Besuch von den Central-Provinzen erhalten würden. Das wolle uns Gott bescheren!

Deutschland.

(Eingesandt von H. A. Wiens, Inman, Kansas.)

Zossen bei Berlin, den 7. Juni 1916. Ihren lieben Brief vom 27. März d. Jahres habe ich erhalten. Besten Dank! Gerne komme ich Ihrem Wunsche nach; habe sofort an meine l. Eltern, Pr. P. Neufeld, Rosenort, geschrieben und auch bei meinem Onkel, dem Redakteur A. Kröker, anfragen lassen, ob er Ihre Briefe, in denen Sie seine drei Briefe beantworten, erhalten habe; Es freut mich und ich bin Ihnen auch sehr dankbar, daß Sie die Rundschau auf meine Adresse schicken, nur schade, daß ich bisher nur zwei Nummern erhalten habe; eine noch über Bütow, wo ich vor sieben Monaten war, und die zweite direkt nach hier im April. Was ist wohl die Ursache? (Wir haben die Rundschau pünktlich geschickt, aber seit die britische Regierung alle von den Vereinigten Staaten kommende Post zur Durchsuchung festhält, ist auf regelmäßigen Empfang der Rundschau in Deutschland kaum zu rechnen. Ed.)

Meine Lage hier ist sehr erträglich. Ich bin mit noch einem Mennonit im Lager. Wir sind Dolmetscher im Krankenrevier zwischen unsern kranken Gefangenen und dem deutschen Sanitätspersonal. Die Behandlung ist sehr gut. Das Quartier, welches ich am andern Morgen nach meiner Ankunft bezog, ist tadellos in jeder Beziehung. Ich schlafe gerade so schön wie zuhause im Bette, was lange nicht jedem Gefangenen möglich ist. Auch bekommen wir 9 Mark Monatsgehalt. Die Kost ist freilich nicht wie zuhause, aber genügend.

In geistlicher Beziehung war es im Winter besser. Da durften wir Dolm. (25) jeden Sonntag den ev.-luth. Gottesdienst in der Evangel. Kirche am Ort besuchen. Das wird nun nicht mehr erlaubt. Die Schuld daran tragen, soviel ich weiß, etliche von unsern Kameraden. Mir ist es sehr schade. Jetzt fehlt uns jede Anregung auf dem notwendigsten Gebiete. Ich kann mich hier mit niemand erbauen, denn ich finde nicht einen Gesinnungsgenossen. Doch der treue Hirte ist stets bei mir; er leitet, tröstet und erquickt mich, so daß ich keinen Mangel leide. Es hat bestimmt auch seine guten Seiten, daß der l. Gott mich einmal so „vom Volke" besonders nimmt. Mein Wunsch ist nur, daß er seine weisen Absichten an mir erreichen könnte.

Aus meiner Heimat erhalte ich häufig Nachricht; am meisten von meiner lieben Frau aus Gnadenfeld, Kornelius Reimer's (Wiesenfeld) Tochter. Habe zwei Kinder: Lina und David. Meine Eltern waren bisher schön gesund; Mama sogar in letzter Zeit bedeutend besser als früher. Sie ist 69 und Papa 70 Jahre alt. Auch vom Onkel A. Kröker habe ich schon zweimal Karten erhalten. Seine ganze Arbeit steht still, so lange der Krieg dauert. Er möchte schon gerne arbeiten, doch ist es verboten. Nicht eine deutsche Zeitung erscheint gegenwärtig in ganz Rußland. Die Lebensverhältnisse sind auch etwas teurer geworden, doch geht es den Mennoniten solange noch gut.

Erwarte Ihre Antwort. In Liebe grüßt Sie Ihr ger.

D. Neufeld.

Mit dem Munde bekennen.

Der böse Feind stellt dem Volke Gottes in dieser so aufgeklärten Zeit der Wissenschaft und des Fortschrittes verschiedene Fallen, die scheinbar wohl nichts Böses zur Folge haben dürften, und wer nicht offene Augen hat, und mit dem teuren Bibelbuch nicht gründlich bekannt ist, dem könnte solche teufl'sche List sehr schädlich zum Seligwerden sein. Eine von den erwähnten Fallen ist die: Die Jünger Jesu von ihrem offenen Bekenntnis abzuhalten, was Jesus für sie zur Rettung ihrer Seelen getan hat, und wie der Feind Gottes und der Menschheit durch Jesu Leiden und Sterben den Teufel besiegt hat. Das Bekenntnis mit dem Munde ist nach der heiligen Schrift eine der Grundbedingungen zur Erlangung und Bewahrung des Heils in Christo. „Denn so du mit deinem Munde bekennst Jesum, daß er der Herr sei, so wirst du selig. Und so man von Herzen glaubt, so wird man gerecht." Röm. 10, 9 und 10. Also das offene Bekenntnis für unsern Jesus ist von großer Bedeutung für wahre Nachfolger unseres Herrn, denn ernst liebevolle Worte bewegen den nachdenken Zuhörer, aber gute Beispiele im Alltagsleben ziehen und bringen zur Zeit gute Früchte. Laßt uns, ihr lieben Leser, stets an unsere Pflichten denken, und so werden wir nie müßig durchs Leben gehen, sondern jeden Tag an uns selbst betend arbeiten und dabei Zeit und Gelegenheit suchen, Seelen für unsern Heiland zu gewinnen, denn in unserer nächsten Nähe sind gewöhnlich noch solche Personen, die außer der Bürgerschaft Israels stehen. Eph. 2, 12, und noch so gleichgültig durchs Leben gehen, ohne sich in Wahrheit, laut heiliger Schrift, bemühen auszufinden, ob sie vor Gott mit ihrer guten Meinung auch schließlich bestehen werden.

J. W. Fast.

Jansen, Nebraska.

Vereinigte Staaten

California.

Reedley, California, den 18. September 1916. An Editor und Leser der Rundschau. Da ich schon eine Zeitlang nicht für dies Blatt geschrieben, so werde ich sehen, ob ich heute etwas fertig bringe.

Die Witterung ist hier fast unveränderlich, alle Tage hell und klar. Es ist jetzt fast alle Tage so bei 90 Grad auf Mittag, kein Nebel und sehr selten bewölkt, außer daß wir am 27. August des Nachts Regen und Gewitter hatten, was hier um diese Zeit eine Seltenheit ist. Es ist auch sehr pas-

send, daß das Wetter so trocken ist zum Rosinen Trocknen. Die Trauben sind hier dies Jahr sehr gut geraten. Ist auch viel Arbeit, und mancher verdient sich ein schönes Sümmchen Geld. Die Preise sind sehr gut, aber die Farmer beeilen sich sehr, so schnell als möglich ihre Produkte abzuliefern, und folgedessen ist die Zufuhr so stark, daß es oft fast den ganzen Tag nimmt, bis sie abladen können. Der Preis für trockene Pfirsiche ist jetzt fünf Cent a. Pfund, und Rosinen auch so von fünf bis sechs Cent.

Ein Mann war etwas früh aufgestanden und hatte an einem Tage 400 Trays gepflückt und damit bis 8 Uhr abends $8.00 verdient.

Bei all der guten Zeit sehen wir doch einer sorgenvollen Zukunft entgegen; denn anstatt Friede gibt es noch mehr Unruhe und Verwicklungen. Wer weiß, wie es noch ausfallen wird. Es ist wichtig, wie die Menschen stets so verschieden in der Welt gewesen sind. Noah predigte den Menschen so lange Zeit, sie sollten sich bekehren. Er wies sie darauf hin, daß um ihres Unglaubens willen eine Sündflut kommen würde. Lot sagte den zwei Eidamen, die seine Töchter heiraten sollten, daß sie mit ihm aus Sodom ziehen sollten; aber es war ihnen lächerlich, und sie kamen um am folgenden Morgen. Wiederum, und wie tröstlich ist es, als Jonas den Niniviten predigte: Es sind noch vierzig Tage, so wird Ninive untergehen, da taten sie Buße und bekehrten sich, und Gott verschonte ihrer. Ich dachte so: Der König ordnete an, im Sack und in Asche Buße zu tun und mit großem Ernst zu beten, und Gott erhörte ihr Flehen. Wenn jetzt auch 'mal ein König, Kaiser oder Präsident möchte anordnen, Frieden zu machen und 'mal das Schwerdt in die Scheide zu stecken, wie würde sich doch alles ändern. Ich weiß wirklich nicht, wo das Geld, die vielen Millionen, noch immer her kommen. Land und Menschen werden sehr ruiniert; sie könnten sich dann doch wieder erholen.

Es ist ja jetzt auch bald wieder die Zeit, daß die Konferenzen tagen. So möchten die Delegatenbrüder alles nach dem Worte Gottes ordnen zum Wohl der Gemeinden wie auch zum Allgemeinen, besonders für die Jugend, daß die ernstliche Ermahnung des Apostels doch möchte befolgt werden: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich!" Es muß doch ein Unterschied sein zwischen der Welt und den Kindern Gottes. Und wie viel werden wir auch ermahnt, abzulegen und wohl zu beachten das Exempel der ersten Christen. Sie waren ein Herz und eine Seele.

Auch würde es sehr gut sein, wenn die Delegaten, jeder von seinem Distrikt, die Glieder der Gemeinde angebe. Es war im vorigen Konferenzbeschluß dieses von den meisten schon getan, aber nicht von allen. Unsere Brüdergemeinde ist so weit und breit zerstreut, aber hierdurch könnten wir Kenntnis von überall bekommen, bitte!

Die Schule hat hier wieder begonnen. Die Distriktschule fing den 11. September an und die Hochschule in Reedley den 18. September. Es wird auch sehr daran geschafft, eine deutsche Schule in Reedley zu halten, wo Corn. Neufeld Lehrer sein soll. Es ist für arme Eltern etwas schwer, ihre Kinder in eine Privatschule zu schicken; doch um die deutsche Sprache zu erhalten, muß alles Mögliche getan werden.

Mit Farmen wird in dieser Zeit nicht sehr viel gehandelt. Doch hörte ich, daß Br. Peter Unruh sich in der Stadt ein Haus gekauft hat für 2,500 Dollars. Es soll sehr gut sein. Vor vier Jahren kaufte ein Mann von Kleinsaßer 120 Acres Land und baute seine Gebäude hinauf und machte gute Einrichtungen. Jetzt hat er es verkauft mit $12,000 Verdienst. Es ist das auch sehr gutes Land.

Gerhard Kasper, der vor einem Jahr die Melkerei von A. D. Neufeld übernahm, hat sie aufgegeben und sich von D. Schoel eine Farm gerentet. Schoels sind nach Lodi gezogen. So wird manches versucht. Es sind auch solche, die es schon gut haben und es noch besser haben wollen. Es ist auch eine Gegend besser, als die andere, jeder sucht sich die Gegend, die für ihn paßt. Von Manitoba nach Texas zu gehen, macht doch schon einen großen Unterschied.

Die Schwestern, die hier schon lange krank sind, sind noch so beim alten. Die Pet. Heinrich'sche ist in Fresno im Hospital gewesen, jetzt aber daheim. Die Wallsche und Fr. Regiersche sind noch nicht gesund. Ich hörte auch, daß der l. Bruder Franz Klassen recht krank sei, und daß Peter R. Dyck, Los Angeles, durch ein Auto der Arm gebrochen ist. Fast jeden Tag liest man von Unglück durch die Autos. Es ist in allen Dingen sehr zur Vorsicht zu raten. Von H. Ens, Manitoba, einen Brief erhalten. Der Bericht ist etwas lang geworden (Durchaus nicht zu lang. Ed.) Grüßend,

Peter Fast.

Kansas.

Hillsboro, Kansas, den 24. September! L. Editor! Es war hier nach der Ernte sehr trocken. Corn gibt es wenig; Weizen war so mittelmäßig, gab von 6 bis 12 Buschel durchschnittlich. Die Preise sind gut bis $1.50 das Buschel

Bei unsern Kindern P. C. Janzens in Lehigh hatten sie in der Ernte Krankheit unter ihren Kindern. Die hatten alle fünf die Masern. Das Jüngste von vier einhalb Monaten erlag der Krankheit.

Der alte Franz R. Janzen, welcher früher bei Lehigh wohnte, soll wohl im Sterben liegen. Heute soll der schwachsinnige Jacob Jost begraben werden. Er war bei seiner Schwester W. Priebe in Aufsicht. Jacob Schultzen von Gössel sind hierher gezogen. Er möchte seine Rundschau von Post Canton jetzt hierher nach Hillsboro haben. (Danke für die Nachricht. Habe es schon gemacht. Ed.) Dr. Jacob Löwen von Ebenfeld baut sich hier in der Stadt ein Haus und will es mal in der Stadt versuchen. G. S. Hagen macht Ausruf und will nach der Stadt ziehen. Unser Sohn C. C. Janzen ist wieder nach Chicago, um in der Universität weiter zu studieren und den Titel P. H. D. zu erlangen.

Es sieht heute nach Regen, der auch schon sehr nötig fehlt. Etliche Leute fangen schon an Weizen zu säen; andere fürchten die Hessenfliege und warten noch. Bei John Nikkels ist der Erstgeborne eingekehrt. Jacob Ratlaff und Peter Harms, Lehigh Post, sind Hillsboro Bürger geworden. Gruß an Editor und Familie! (Herzlichen Dank! Ed)

C. J. M. Janzen.

Michigan.

Reed City, Michigan, den 17. September. Gruß mit Psl. 9, 1—3. Es ist hier einige Tage schon recht kalt, dem Frost nahe. Wenn es nicht trübe und regnerisch wäre, würde es wohl auch gefrieren. Wir hatten hier kürzlich einige gute Regen, so daß die Spätkartoffeln noch wachsen können; denn vor Ende dieses und Anfang nächsten Monats werden dieselben doch nicht herausgenommen. Frühkartoffeln waren im Durchschnitt wenig. Corn war verschieden, je nach Boden, Lage und der Zeit, in welcher gepflanzt worden war. Auch hat die Sorte etwas damit zu tun. Man sieht sehr schönes, aber auch sehr geringes Corn. Weizen, Roggen und Hafer sind ziemlich gut, so auch das Heu wäre ganz gut, ist aber durch die Hitze zu schnell gereift und nicht gut ausgewachsen.

Reed City ist ein nettes Landstädtchen mit ungefähr 3,000 Einwohnern. Es sind da drei deutsche Kirchen, zwei lutherische und eine evangelische. In und um Reed City ist wenigstens ein Drittel deutsch. Englische Kirchen sind: Eine Baptisten-, eine Methodisten-, und eine Congregationa-

listenkirche. Rom ist ebenfalls mit einer Kirche vertreten und wollen noch eine große bauen. Wie ich gehört, haben sie schon einen großen Bauplatz. Es gibt so viele Protestanten, die leider schon mit einem Fuß in der römischen Kirche stehen. Man liebäugelt so gern mit Rom, von dem man so viele Dinge zu tun Erlaubnis bekommt. Es geht wie mit der Schlange, die erst Eva und dann Adam verführte. Eva aber ward zuerst verführt, und der törichte Adam dachte auch Wunder, wie klug die verbotene Frucht mache. So geht's heute noch: In der Kirche ein Christ, und außer der Kirche ein Diener der Schlange — — — List, Falschheit, Betrug, Abgunst und dergleichen mehr. Wie das Wort sagt: Mit dem Munde bekennen sie mich, aber mit dem Herzen sind sie ferne von mir, Matth. 15, 7. 8; Jes. 29, 13. 16. Nun wir gehen der Erfüllung der Prophezeihung des Herrn entgegen; eines nach dem andern kommt. So ist nicht nur teure Zeit und Kriegsgeschrei auf der ganzen Erde und daß ein Königreich sich über das andere erhebt, sondern auch Seuchen, ansteckende Krankheiten allerlei Art. So ist die Kinderlähmung, welche von Italien eingeschleppt worden sein soll, vorgedrungen bis Saginaw, wo auch schon Leute im Alter bis zu 30 Jahren von ihr befallen werden und auch sterben. Trotz aller neuer Vorsichtsmaßregeln sterben jede Woche noch einige in Saginaw. Der Herr sagt: Das ist erst der Not Anfang. Was soll und wird also noch alles kommen? Dennoch wird man immer weltweiser, immer witziger, geldgieriger; die unerhörteste Ungerechtigkeit geht an. Wo ist die kindliche Einfalt? Der Herr sagt: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Man lese das 16. Kapitel der Offenbarung Johannes und die Prophezeiungen in Matth. 10, 21 — 42; 24, 6 — 51; Mark. 13, 7 — 37; Luk. 12, 51 — 59; 21, 9—11 u.s.w. Nun wir brauchen nichts zu fürchten, wenn wir seine Mahnung im Herzen behalten, Mark. 13, 37: Was ich aber Euch sage, das sage ich Allen: Wachet! Wer ist mit Allen gemeint? Sind nicht die gemeint, welche seinen hohen Namen tragen? Tragen wir mit Recht auch „Alle" seinen Namen? Geben wir der Mahnung Gehör? Der, welcher nicht will, daß eine Seele verloren gehe, sagt was für Dinge alle kommen sollen und kommen werden, ehe er, vom Vater gesandt, auf dieser Erde erscheinen wird, das Erdreich, die Menschen zu richten nach Gottes, des Vaters Gebot. Ja, was der Mensch übertreten und in welchem Geist und Gesinnung er die heiligen 10 Gebote, die Worte des Herrn übertreten, und ob er alles drangegeben und sich im Ernst bemüht, dem Herrn zu gehorchen und sich vor ihm zu demütigen in Reue und Buße wegen Vergehungen, wenn er vom Satan versucht wurde, darüber muß der Mensch Rechenschaft geben. O wie hat er für uns gebeten, da wir noch in der Sünde stecken, Joh. 17, 20. Wie ist er so besorgt um unsere Seele gewesen; alles hat er erwähnt, was da kommen wird ehe er kommt, um jeden seiner Namensträger zu ermuntern und aufzurütteln, zu tun und zu lassen, um zu sein, was sein Meister ist.

So einen liebevollen Meister haben wir, der uns vorher warnt und sagt, welche Dinge alle kommen sollen, der uns ermahnt und tröstet mit den schönsten Verheißungen für diese und die zukünftige Welt. Alle will er wahrhaft glücklich sehen. Paulus sagt, daß dieser Zeit Leiden nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden. Und wir wissen, wenn wir hier ungerecht leiden, daß dieser Zeit Leiden nur kurze Zeit währet im Vergleich zu der großen Ewigkeit. Wenn wir bedenken, wie schnell es manchmal aus ist mit dem menschlichen Leben, dann müssen wir bekennen, daß diese Zeit nur kurz ist, und so sind auch dieser Zeit Leiden kurz gegen die große Herrlichkeit in der Ewigkeit. Wie frohen Herzens können wir diese Welt verlassen, wenn wir hier in Christo gelebt haben; denn Jesus sagt: Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein. Dann werden wir im Himmel sein bei Jesu und dem Vater, der uns so geliebt hat, daß er uns seinen Sohn gab, das Liebste und Beste, was er hatte, für uns dahin gab, für uns undankbare Sünder, daß wir sollten seine väterliche Liebe erkennen. Man sollte nicht denken, daß wir so stockblind wären, nicht die große Liebe des Vaters zu erkennen, nach allem, was er für uns getan hat.

Und nun sagt der Herr aller Herren zu seinen Jüngern: Was ich aber euch sage, das sage ich allen — allen, die seinen Namen tragen — allen, die seine herrliche Heimat sehen wollen — allen, welche meinen, Jesu Jünger zu sein: Wachet! Ja, wachet, stehet fest im Glauben; lasset euch nicht verführen von der Eitelkeit, der Habsucht, der Wollust, dem Geiz u. s. w., sondern bleibet in ihm, so bleibet er in euch. Und was kann uns der Teufel tun, wenn wir in Christo sind, neugeboren, der Welt den Rücken zugekehrt? Der Meister mahnt uns, zu wachen, auf daß wir nicht auf böse Wege geraten und des verheißenen ewigen Lebens beraubt werden. Darum laßt euch auf dieser Welt lieber alles wegnehmen, nur bleibet in ihm und laßt euch ihn nicht rauben, so werdet ihr um des Verdienstes Jesu willen einst teilhaben an seiner Herrlichkeit im Himmel. Ja, lasset uns wachen, und möge der Herr uns beistehen! Gruß an alle Leser der Rundschau,

Albert E. Lindner.

Michigan.

Auburn, Michigan, den 25. September. Gruß an alle Leser und Editor! Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich. Ja, Dank gebührt ihm stets, sowohl in guten als in bösen Tagen. Seine Güte ist immerdar; wenn wir nur mehr seinen Geboten folgen würden und seinem Wort und Verheißungen mehr Vertrauen schenken, so würde seine Güte täglich neu über uns sein.

Die Erntezeit ist beinahe vorüber. So mancher ist unzufrieden mit dem, das er durch des Herrn Güte empfangen. Nun, Unzufriedene hat es stets gegeben und gibt es immer noch.

Das Dreschen ist so ziemlich beendet. Der Ertrag ist nicht so reichlich als in andern Jahren. Weizen ergab 20 bis 25 Buschel, Hafer von 40 bis 50 Buschel vom Acre. Kartoffeln, Zwiebeln, Tomaten und Gurken sind hier herum gänzlich mißroten, und zwar durch die große Dürre. Alles hat auch einen hohen Preis. Kartoffeln sind jetzt $2. 60 das Buschel. Die Leute können sich nicht erinnern, daß dieselben je so hoch im Preise gewesen sind. Bohnen, die hier auf großen Flächen angebaut werden, sind im ganzen genommen gut. Nur wenige wurden gepflanzt, weil voriges Jahr wegen der großen Nässe eine Fehlernte war, die Bohnen voll Rostflecken waren, und das Ackerbau-Department durch Pamphlete warnte, davon zu pflanzen. Dadurch stieg der Preis des Samens von $5.00 bis $6.00 das Buschel. So pflanzten viele des hohen Samenpreises wegen keine. Ich dagegen schenkte dem kein Gehör, behielt beinahe alle meine Bohnen mit Rostflecken, fütterte einige an Schweine, die andern, so wie sie da waren von der Dreschmaschine, ohne sie durchzulesen oder mit der Putzmühle zu reinigen, wurden mit der Getreidedrill eingesät, so an 10 Acres. Nun da sie reif sind, ist es eine Pracht sie anzusehen: Große, lange Schoten und so schön weiß, keine einzige fleckige oder mit Rost behaftete. So hatte sich meine Vermutung, daß es nur an der Witterung liege, bestätigt. Weil Buchweizen und Bohnen viele Nahrung und Feuchtigkeit aus der Luft ziehen, so war ihnen das trockene Wetter in diesem Jahr sehr dienlich. Auch in andern Sachen sind die Gelehrten im Irrtum, behaupten aber das Ihrige. So wird stets gewarnt, Saatwei-

zen, ohne ihn vorher von der Trespe zu reinigen zu benutzen. Ich und auch noch mehrere von hier haben damit Versuche gemacht und gefunden, daß Trespe überhaupt nicht keimt und aufgeht. Einer meiner Nachbarn hatte seinen sehr mit Trespe gefüllten Weizen zweimal durch die Putzmühle gelassen und aus 60 Buschel so seine sieben Säkke voll Trespe herausgeputzt. Nun kaufte einer diesen ausgeputzten Trespensamen, um ihn einzusäen und später als Grünfutter zu mähen. So wurde das Land auf das beste zurecht gemacht und der Same eingesät. Aber zu seinem größten Bedauern ging auch nicht ein Körnlein auf. Dasselbe bestätigten auch mehrere andere Versuche. Unkraut wie „Kunkel" und „Nadel" und anderes wird schon aufgehen und sich vermehren. Von der Trespe ist dies meine feste Ueberzeugung: Wo im Frühjahr es zu naß ist, und die Sonne das Wasser zu sehr erwärmt, oder, wenn nicht gerade Wasser, so doch allzunasses Erdreich, das bringe Trespe hervor. Der Weizen verliert seine „gezüchtete Art", geht dadurch in wildnatur zurück und bringt Trespe hervor. Dies sind nicht törichte Ideen, sondern es beruht auf Erfahrung und Beobachtung. (Die Gelehrten sollten auf diesen ihren Irrtum aufmerksam gemacht und gedrängt werden die Richtigkeit ihrer Behauptungen nachzuweisen oder, wenn es unmöglich ist, ihren Irrtum einzugestehen. Ed.)

Auch das Obst hat sehr durch die Dürre gelitten. Für den eigenen Bedarf ist wohl zur Genüge da, aber es hat nicht die Größe erreicht, die es in andern Jahren hatte; auch ist mehr wurmstichiges anzutreffen als in frühern Jahren. Zwei Nächte hatten wir ziemlich starken Frost, der unter sehr spätem Gemüse und anderm viel Schaden angerichtet hat. An Regen mangelt es noch immer; wenn auch kleine lokale Schauer kommen, so sind sie nur von kurzer Dauer: 10 bis 15 Minuten, das ist alles, was es die mehrste Zeit regnet. Und doch hilft dies kleine Wenig viel. Viehweide ist sehr knapp und der Milchertrag gering. Rahm wird in der Butterfabrik mit 30 Cent pro Pfund bezahlt. Butter ist 30 und 32 per Pfund. Schweine sind sehr teuer, d. i. fette; es fehlt an Futter.

In unserer Kreisstadt Bay City ist ein großes provisorisches Versammlungshaus gebaut; die Englischen nennen es gern Tabernakel. Hier wird Erweckung „getrieben." Nach der Aussage anderer Personen und den Zeitungsberichten soll es da spaßige Szenen abgeben. Der Platz soll über 4,000 Menschen fassen können. Mehrere Kirchenparteien haben sich dazu zusammengetan: Methodisten, Baptisten, Evangelische Gemeinschaft, Presbyterianer, Kongregationalisten und andere. Ein Dr. Bromley und ein Schaduck sollen die Evangelisten sein. Auch Sänger vom Moody Institut sind anwesend, so eine Gladis Harris. Diese Erweckung soll ganze zwei Monate anhalten. Ob sie guten Erfolg haben wird, ist eine Frage. Ich selbst lege auf englische Erweckungen wenig Gewicht. Es ist gewöhnlich ein großes Auflodern und zuviel äußerliches Wesen aber auch schnelles Erlöschen. Ich habe schon mehrere solche „Rush" -Erweckungen erlebt.

John Raweck.

(Die obige Beschreibung der englischen Erweckungsversammlungen paßt wohl auf viele derselben genau, ob aber auf alle? Wir glauben, zu weit zu gehen, wenn wir dies behaupten wollten. Zudem ist es doch nicht selten vorgekommen, daß aus der Masse der durch solche Versammlungen Erweckter sich später solche herausschälten, die nicht bloß äußerlich entflammt und dann wieder erloschen waren, sondern deren Inneres vom Geiste Gottes entzündet war, und die ihren Heiland von Herzen suchten und fanden. Wo sich die von Gott zum Werk Berufenen nicht brauchen lassen, benutzt er manchmal Leute, um seinen Zweck zu erreichen, denen wir sein Werk nicht anvertraut hätten. Unter gewissen Verhältnissen erlauben wir auch Dinge, die unter andern nicht geduldet werden dürften. In einer Gegend Finnlands fand sich niemand, der den Unterricht der Kinder in der Schule übernahm. Die welche willig dazu waren, konnten nicht oder hatten nicht die nötige Bildung dazu und diejenigen, welche gekonnt hätten und auch die die Bildung hatten, waren nicht willig dazu. Endlich fing ein Mädchen mit dem Unterricht an und sie hatte wirklich einigen Erfolg. Die Schulbehörde wußte, daß sie das erforderliche Examen nicht gemacht und schwerlich auch bestehen würde, ließ die Sache aber gehen, weil sie eben unter den dort vorhandenen Verhältnissen nichts besseres finden konnten, waren sogar froh und dankbar, wenigstens diese Hilfe zu haben, und ermutigten die junge Lehrerin in ihrer Arbeit, die selbst sehr wohl wußte, wo es ihr fehlte. Nach einiger Zeit meldete sich ein Unzufriedener bei der Schulbehörde und verlangte die Absetzung der Lehrerin. Nach der Ursache seiner Unzufriedenheit mit derselben befragt, erklärte er, daß er nichts gegen sie habe, außer, daß sie das vorgeschriebene Examen nicht gemacht habe. Der Inspektor gab willig zu, daß das ein großer Mangel sei, und sie bereit wären, die Lehrerin aus der Schule zu nehmen, wenn sich ein besserer Ersatz finde, und fragte den Beschwerdeführer, ob er vielleicht jemand vorschlagen könne, der den betreffenden Bestimmungen entspreche und willig sei, die Stelle zu übernehmen. Kleinlaut gab er zu, niemand zu wissen. Darauf erhielt er den freundlichen Rat, die Lehrerin unbehelligt zu lassen, da sie solange noch die beste Lehrerin sei, die man habe bekommen können. Vielleicht hat auch der Herr schon von diesem oder jenem seiner Knechte gesagt: Wenn diese werden schweigen — und sie tun es —, so werden die Steine schreien. Ed.)

Tolstoi an die Jugend.

Am 22. November 1906 schrieb zu Jasnaja Poljana Graf Leo Tolstoi, der im Herbst 1910 gestorbene große russische Dichter und Philanthrop, unter dem Titel „Glaubet euch" folgende tiefen Worte, die es wert sind, weiter gegeben zu werden. Wir tun das getrost, wenn auch die Mahnung an die Jugend, sich selbst zu glauben, auf den ersten Blick manchem etwas verdächtig aussehen mag. Tolstoi meint die bessere Stimme, die Stimme Gottes im jugendlichen Herzen, die auf den rechten Weg lockt, der man glauben und folgen soll. Er mahnt:

„Glaubet euch, ihr jungen Leute, wenn zum erstenmal die Fragen in eurer Seele aufsteigen: was bin ich und wozu bin ich und sind alle Menschen auf der Erde? Oder die so ernste Frage: lebe ich und leben die Menschen um mich her auch recht? Glaubet euch, wenn die Antworten auch nicht in das Leben der euch umgebenden Welt hineinpassen. Fürchtet euch nicht vor diesem Zwiespalt, sondern wisset, daß gerade in diesem euren Zwiespalt zu der euch umgebenden Welt das Beste hervortritt, was ihr in euch habt — jenes göttliche Licht, dessen Hinleuchten ins Leben es allein lebenswert macht. Glaubet euch und nicht den Menschen, die mit einem herablassenden Lächeln euch sagen werden, daß auch sie einst auf solche Fragen eine Antwort suchten und nicht fanden, wie es denn überhaupt keine anderen Antworten gebe als die, die von allen angenommen sind.

All' dem glaubt nicht. Glaubt nur euch, und fürchtet euch nicht vor dem Gegensatz zu den Anschauungen und Gedanken der Menschen, die euch umgeben, sofern nur eure Einsicht nicht auf der Selbstsucht, sondern auf dem Wunsche beruht, die wahre Bestimmung eures Lebens — den Willen der Kraft zu erfüllen, die auch das Leben gab. Glaubet euch, besonders wenn die Anschauungen, die sich in euch bilden, von jenen ewigen An-

fängen menschlicher Weisheit bestätigt werden, die in allen Religionen, vor allem aber in der Lehre Christi, ihren Ausdruck finden.

Wie lebhaft steht mir jene Zeit im Gedächtnis — ich war damals 15 Jahre alt — in der ich plötzlich aufwachte und zum erstenmal erkannte, daß ich selbst meinen Weg gehen muß, daß ich mich für mein Leben vor dem, der es mir gab, verantworten muß.

Ich erinnere mich, daß ich damals, wenn auch dunkel, so doch schon tief empfand, daß meines Lebens Ziel sei, gut zu sein, gut im Sinne des Evangeliums, im Sinne der Selbstverleugnung und Liebe. Ich erinnere mich, daß ich mir damals Mühe gab, so zu leben, aber das dauerte nicht lange. Ich glaubte nicht mir, sondern ich glaubte jener ganzen bezwingenden, selbstbewußten und alles beherrschenden menschlichen Weisheit, die sich mir bewußt oder unbewußt durch die ganze Umgebung aufdrängte. Und mein erstes Erwachen wurde von sehr bestimmten, wenn auch verschiedenartigen Begierden nach Erfolg vor den Menschen, nach Ehre, Reichtum, nach Ruhm und Kraft verdrängt, d. h. von all dem, was eigentlich nicht ich selbst, sondern die Menschen für gut und begehrenswert hielten. Damals glaubte ich nicht mir, und erst nach vielen Jahrzehnten, die ich im Streben nach irdischen Zielen verlor, welche ich entweder nicht erreichte oder erreichte, aber als nutzlos, eitel, oft auch als schädlich erkannte — wurde es mir klar, daß dasselbe, was ich 60 Jahre vorher wußte und woran ich damals nicht glaubte, das einzige vernünftige Ziel für alles menschliche Streben sein kann und muß. O, wie anders, voller Freude für mich und reich an Nutzen für die Menschen, würde mein Leben geworden sein, wenn ich damals, als die Stimme der Wahrheit, die Stimme Gottes, zum erstenmal in meiner noch reinen Seele sprach — wenn ich dieser Stimme geglaubt und mich ihr hingegeben hätte?!

Ja, meine teuren jungen Freunde, die ihr noch ohne äußeren Zwang, lauter und selbstständig zum Bewußtsein des hohen Wertes eures Lebens gekommen seid — glaubt nicht den Menschen, die euch sagen werden, euer höheres Sinnen und Trachten sei ein unausführbares Träumen der Jugend, daß auch sie ebenso geträumt und gestrebt hätten, daß aber das Leben ihnen bald gezeigt hätte, daß es kein Recht auf uns hat und daß man sich nicht in Phantasien darüber ergehen darf, wie das Leben hätte sein können, sondern daß man sich bemühen soll, seine Taten mit dem Leben der bestehenden Gesellschaft in Einklang zu bringen und nur darnach streben soll, ein nützliches Glied dieser Gesellschaft zu sein.

Dem allem glaubt nicht. Glaubt es nicht, daß die Erfüllung des Guten und der Wahrheit in dieser Welt unmöglich ist. Diese Erfüllung ist nicht nur möglich, sondern das ganze Leben, das eurige und das aller Menschen, der ganzen Welt, besteht nur in diesem einen — das Gute und die Wahrheit immer mehr zu verwirklichen.

Und deshalb glaubet euch nicht, wenn in eurer Seele der Wunsch sprechen wird, andere zu übertreffen, vor anderen zu glänzen, reich, angesehen und berühmt zu sein. — Solche Wünschen verdrängen oft den Willen zum Guten, sondern glaubet euch, wenn es das große Streben eurer Seele ist, besser zu werden — so zu werden, wie Gott uns haben will, der uns das Leben gab. Glaubet an diese eure Bestimmung, und lebt so, daß ihr alle eure Kräfte auf das eine richtet: Gott in euch zu offenbaren — und ihr habt alles getan, was ihr tun könnt für euer eigenes Wohl und für das Wohl der ganzen Welt.

„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles übrige zufallen." Ja, glaubet an euch in der so unendliche wichtigen Zeit, wo sich zum erstenmal in eurer Seele das Licht der Erkenntnis eurer göttlichen Herkunft entzündet. Löscht dieses Licht nicht aus, sondern bewahrt es euch mit allen Kräften — lasset es leuchten, darin allein, in dem Leuchtenlassen dieses Lichtes, besteht der einzige, erhabene und frohe Zweck des menschlichen Lebens."

H. u. Herd.

Ein Stück Zigeunermission.

Die Nacht war hereingebrochen. Nur für Augenblicke leuchtete ein einsames Sternlein durch die dichten Wolken. Tiefes Dunkel hüllte Feld und Wald in sein schwarzes Gewand. Wir werden unsere braunen Freunde heute Abend nicht mehr finden, sagte plötzlich mein Begleiter. Sollte sich seine Aussage bewahrheiten? Waren sie wirklich fortgezogen, ehe ich ihnen ein Wort von der ewigen Liebe verkündigt hatte? Die wohlbekannten Lagerplätze lagen verlassen da. Deutlich hatten wir im Walde die Spuren ihres Wagens gesehen, wir hatten sie verfolgt, aber draußen auf der Landstraße wieder verloren. Da ertönte plötzlich ein leiser Pfiff. Hier mußten sie sein. Gerne hätte ich meine Laterne angezündet, um das undurchdringliche Dunkel besser erforschen zu können, doch das hätte die braunen Gesellen auf Nimmerwiedersehen vertrieben. Vorsichtig trat ich tiefer in den Wald hinein und rief mit lauter Stimme: „Sind Zigeuner da?" Plötzlich standen zwei unheimliche Gestalten vor mir, meine Frage mit einem barschen „Ja, was wollen Sie von uns?" beantwortend. Mein Begleiter war zurückgeblieben und zitterte wie ein Espenlaub. Er sah den Augenblick nahe, wo sich die zwei wilden Zigeuner auf mich stürzen und mir den Garaus machen würden. Ich winkte ihn heran und sagte: „Wir sind Freunde von Heimatlosen und würden ihnen gerne ein Lied singen." Sie erklärten sich damit einverstanden, und bald erschallte das schöne Lied: „In dem Himmel ist's wunderschön," in dem finsteren Walde. Wie mit Zauberkraft hatten die herrlichen Worte die Zigeuner aus ihrem Versteck heraus gelockt. Als das Lied zu Ende war, standen fünfzehn Männer, Frauen und Kinder um uns her und lauschten aufmerksam meinen Worten. In kindlich einfacher Weise suchte ich sie von ihren rast- und ziellosen Wanderungen hinzuführen auf den Weg des Lebens. Ich erzählte ihnen von meinem besten Freund, von Jesus, der auch ihr Freund und Führer sein will und der allein imstande ist, sie sicher zu geleiten und einmal in jene Heimat zu bringen, von der wir gesungen hatten. Der dunkle Wald war zum heiligen Tempel geworden. Tiefste Stille herrschte in unserem Kreise, und durch das sanfte Säuseln des Windes hörte man auf Augenblicke die Seufzer der heimwehkranken Wanderer. — Wir sangen noch ein Lied, und dann falteten wir unsere Hände zum Gebet. Als wir wieder aufschauten und unseren kleinen und großen Freunden die Hand zum Abschied reichten, glänzten Tränen in ihren Augen und ihre Hände zitterten vor Rührung. Dankbar nahmen sie die dargebotene Bibelteile und versprachen uns, fleißig in dem heiligen Wort zu lesen. — Wir mußten scheiden. „Auf Wiedersehen!" riefen uns alle nach, und die Kinder winkten mit den Händen, wie wenn sie uns schon lange gekannt und geliebt hätten.

Tiefbewegt verließen wir den stillen Wald. Unsere Freunde haben wir nicht wieder gesehen. Ob der eine oder andere von ihnen seine irdische Laufbahn vollendet, ob er die himmlische Heimat erreicht hat? Wir wissen es nicht. Doch eines ist gewiß: Jesus, der auch für sie gestorben und auferstanden ist, wird sich ihrer erbarmen, und vielleicht darf gerade das schlichte Zeugnis des Schreibers sie zu dem Entschluß führen, den schmalen Pfad des Lebens zu erwählen und darauf zu wandern, bis sie, die unsteten Wanderer, zur Ruhe der ewigen Heimat gelangen. Gott gebe es.

Benjamin Niederhauser.

Lyss (Schweiz).

Die Stellung der Regierung von Manitoba zu den Privatschulen und zum Lehren der deutschen Sprache in den Distriktschulen.

Die Zeit der Eröffnung der Schulen ist wieder da. Einige haben ihre Arbeit schon aufgenommen, andere werden es in den nächsten Wochen tun. Man darf wohl mit Recht annehmen, daß die Regierung bei dieser Zeit zu erkennen gegeben haben wird, wie sie sich unter dem veränderten Schulgesetz zu den Privatschulen und zum Unterricht im Deutschen zu stellen gedenkt. Da muß zunächst gesagt werden, daß sie weder in der einen noch in der andern Frage bestimmte Erklärung abgegeben hat. Man kann aber ihre Gesinnung aus ihrem Verhalten ziemlich deutlich erraten. So sind keine Anzeichen vorhanden, daß die alten Privatschulen in irgend einer Weise belästigt werden sollen. Daß aber eine Anzahl der Distriktschulen Privatschulen werden wollen, scheint die Regierung empfindlicher zu berühren. Sie hat versucht durch Vorstellungen die Leute von diesem Schritte abzuhalten und macht Miene ihnen die Ausführung dieses Vorhabens zu erschweren. Wo z. B. die Schulvorsteher ihre Eingabe an die Munizipalität wegen der für ihren Distrikt aufzuerlegenden Steuer nicht gemacht haben, da läßt sie durch ihren public school trustee Nachforschungen anstellen, ob in dem betreffenden Schuldistrikt nicht Personen sind, die doch eine Distriktschule der Privatschule vorziehen. Ist dieses der Fall, dann macht dieser Beamte die Eingabe für den Distrikt und wird dann wohl den Lehrer mieten und für sonstige Bedürfnisse sorgen, wenn die Schulvorsteher sich in der Zwischenzeit nicht eines andern besonnen haben. Noch ist nicht bekannt, in wie viel Schuldistrikten die Verhältnisse so liegen. Sind sich aber in einem Schuldistrikt alle Leute einig, daß sie eine Privatschule haben wollen, so läßt die Regierung ihnen vollständig ihren Willen.

Wie steht es aber mit dem Lehren der deutschen Sprache in den Distriktschulen? Der zweisprachige Unterricht ist ja bekanntlich durch das Gesetz abgeschafft worden und von autoritativer Seite ist auch keine Kundgebung ausgegangen, daß das Gesetz doch noch eine Möglichkeit für das Lehren einer zweiten Sprache in den Elementarschulen ließe; dessenungeachtet führen, so weit wie bekannt, alle bisherigen zweisprachigen Schulen unter den Mennoniten den deutschen Unterricht fort. Mehrere dieser Schulen sind schon von dem neuen Inspektor, Herrn Stevanson, besucht worden und er hat nichts weiter zu dem Unterricht gesagt, als daß er darnach sehen wolle, daß in den Schulen gründlich Englisch gelehrt werde.

—Mitarbeiter.

Weshalb bin ich da?

Es ist ein wichtiger Augenblick im Leben, wenn das jugendliche Geistesohr zum erstenmal die Frage vernimmt, und der jugendliche Geist zuerst erwacht für die Frage: Weshalb bin ich da? Was soll ich werden? Große Geister aller Zeiten stellen sich die Frage frühe im Leben, und die Bibelhelden erhielten frühe göttliche Blicke ihrer späteren Aufgabe. Ja, bei den größten derselben war die Berufsbestimmung von frühster Jugend auf ihnen und ihren Erziehern klar angekündigt.

Nicht immer werden diese ersten Berufsentschlüsse unfehlbar die richtigen sein für das ganze Leben, aber ein jugendlicher hoher Entschluß, ein edles Lebensziel wird als beste Schutzmauer dienen gegen jugendliche Gefahren, wird ein Sporn werden zur noblen Tätigkeit und eine Stufenleiter zu einem Lebenserfolg, viel höher, als der jugendliche Geist ihn auch nur in Gedanken erklimmen konnte. Nur zu viele Leute schreiten ganz ziellos durch die Welt, und deshalb kann auch selbst der liebe Gott mit solchen Leuten zu keinem Ziele kommen.

Was willst du werden, teurer, junger Freund? Fasse hohe, edle Entschlüsse für dein Leben. Laß die Jugendzeit, diese köstliche Gottesgabe, die dir gegeben ist zur Entscheidung und zur Vorbereitung für dein Leben, nicht vorbeieilen, ohne doch über dein Lebensziel nachzudenken. Die unbeschränkte Hilfe des Himmels steht bereit, deinen ersten, edlen Streben voran zu helfen. Du bist dazu voll berechtigt. Fasse den Entschluß, mit Gottes Hilfe etwas Tüchtiges zu leisten, und dann suche durch fleißiges Streben dieses zu erreichen.

Geben armet nicht.

In der englischen Stadt Reading bestehen zwei große Hauptgeschäfte: die mächtige Biskuitfabrik von Hundley und Palmers, welche mehrere tausend Menschen beschäftigt, und die große, in ganz England bekannte Samenhandlung von S. Der Gründer der letzteren war ein armer Knabe, der einst nicht Geld genug hatte, um mit der Post von Reading nach London fahren zu können. Aber er war fromm, glaubte an den Segen Gottes und faßte den Entschluß, wenn er je einmal ein Einkommen haben würde, einen bestimmten Anteil davon dem Herrn zu geben. Gott hörte dieses Versprechen und segnete den Unternehmer so, daß sein Geschäft bald zum zweitgrößten in der Stadt heranwuchs. Als S. einmal nach einem Jahresabschluß wieder daran ging, nach seiner Gewohnheit des Herrn Anteil auszusondern, flüsterte ihm der Teufel ins Ohr: Ach was, warum solltest du all dies Geld dem Herrn geben! Jetzt, wo du so viel einnimmst, ist diese Summe verhältnismäßig viel zu groß geworden, du mußt sie durchaus reduzieren (vermindern). Mehrere Tage kämpfte er, wie viel er denn geben sollte. Der Sieg aber ward auf den Knien erfochten und es blieb beim alten Versprechen. Es blieb auch der Segen und das Geschäft gedieh immer mehr.

Was du säest darfst du auch ernten.

Im deutsch-französischen Kriege waren verwundete und gefangene deutsche Offiziere und Soldaten in dem Schlosse einer französischen adligen Dame untergebracht worden. Die Besitzerin des Schlosses, eine bejahrte Witwe, ließ ihren Gästen nicht nur durch ihre Untergebenen die rücksichtsvollste Pflege angedeihen, sondern überzeugte sich häufig in eigener Person von dem genauen Vollzug ihrer Anordnungen, reichte ihnen selbst Speise, Trank und andere Gaben, tröstete sie bei ihren Besuchen auf allerlei Weise: die der französischen Sprache mächtigen durch beruhigende Worte, die Sprachunkundigen durch freundliche Blicke und Gebärden, und unterzog sich auch selbst mancher beschwerlichen Verrichtung am Krankenlager. Die Gefangenen verehrten sie wie eine zweite Mutter. Jeder gedachte ihrer in herzlichster Fürbitte.

Ein junger Offizier, dem ein eigenes Zimmer angewiesen worden war, faßte sich eines Tages ein Herz, die Schloßherrin nach ihren Beweggründen zu fragen, denen die Gefangenen und Verwundeten diese ganz außergewöhnlich gute Aufnahme in Feindesland zu verdanken hätten.

Die Gefragte antwortete wehmütig: „Mein Sohn ist französischer Offizier; ward leicht verwundet und geriet in Kriegsgefangenschaft. Da erbarmte sich seiner eine deutsche Mutter. Den Verwundeten pflegte sie mit Aufopferung, den Gefangenen nahm sie nachher unter ihr gastliches Dach, nicht nur für kurze Zeit, sondern für die Dauer seiner Gefangenschaft. — Durch die zarteste Schonung, durch die aufmerksamste Behandlung milderte sie sein hartes Los, fern vom Vaterlande, fern von der Mutter leben zu

Fortsetzung auf Seite 12.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pa.
Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.
Erscheint jeden Mittwoch.
Preis für Amerika $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.
Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:
C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA.
U. S. A.
4. Oktober 1916.

Editorielles.

— „Du sollst dienen Nächsten lieben als dich selbst." Von diesem Gebot sagt der Herr Jesus, daß es dem vornehmsten und größesten Gebot gleich ist.

— Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt, das ist das größeste Gebot, und viele bekennen, daß sie dies Gebot halten, wie auch der reiche Jüngling erklärte, er habe die Gebote von Jugend aufgehalten. Es gibt jedoch eine unfehlbare Probe, mit Sicherheit zu bestimmen, ob unsere Behauptung nur Einbildung ist oder wirkliche Tatsache: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!"

— Die Liebe Gottes, welche uns in der Dahingabe seines Sohnes und im Opfertode Christi für die Sünde und zur Erlösung der Welt geoffenbaret ist, lehrt uns, was wahre Liebe ist und wie sie sich äußert. Nicht allein dem, der uns Liebe entgegenbringt oder der Liebe wert erscheint, nahet sich wahre Liebe; sondern sie sucht zu helfen da, wo Hilfe nottut, und tut es ohne Berücksichtigung der eigenen Bequemlichkeit und Sicherheit des eigenen Lebens. Die Liebe, welche das Evangelium predigt, steht der von Mose gebotenen durchaus nicht nach.

— Durch Krieg wird die Liebe nicht gefördert, wohl aber der Haß. Nicht allein die Krieger stehen unter dem verrohenden Einfluß des Krieges, sondern alle, die Partei nehmen für die eine oder andere Seite der Gegner, sind ihm ausgesetzt und werden darunter leiden, wenn sie nicht durch Gottes Gnade in der Liebe erhalten bleiben. Wir glauben, daß der Krieg vom Uebel ist und daß Christen ihn unter keinen Umständen anerkennen sollten, finden jedoch, daß viele, die sich Christen nennen, über den Krieg anderer Ansicht sind. Viele solcher Christen gibt es, doch gibt es auch solche, die sich nicht scheuen, den Krieg bei seinem rechten Namen zu nennen. Im „Amerikanischen Botschafter" lesen wir: „Daß der Krieg der organisierte Massenmord und als solcher vom christlichen Standpunkt absolut verwerflich ist, hat der „Amerikanische Botschafter" seit Jahren schon erklärt, kann aber nicht aufhören, es zu wiederholen, dieweil es noch viele Menschen gibt, die ihn mit andern Augen ansehen. Es ist das größte Armutszeugnis für die Menschheit, das sich denken läßt, daß ihre Geschichte vorwiegend und wesentlich eine Kriegsgeschichte ist. Nur wer den Krieg nicht kennt und ihn nie aus nächster Nähe kennen gelernt hat, mag ihn herbeiwünschen, mag wie Professor Leo in Halle, wünschen: „Gott gebe uns bald einen frischen, fröhlichen Krieg, damit das Leben unsers Volkes nicht versumpfe, „oder mag wie Bernhardi ein Buch schreiben, in dem er den Krieg als eine nationale Wohltat preist. Wer aber den Krieg selbst miterlebt und durchgemacht hat, der wird ihn als einen Greuel verabscheuen." — Es scheint manchmal wirklich so, als ob die Menschen in jedem Fall erst durch Erfahrung klug werden müssen, doch gibt es gottlob auch solche, die da haben geübte Sinne, zu unterscheiden das Gute vom Bösen. Durch Gewohnheit, wie der Apostel schreibt, wird die Fähigkeit erlangt, das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Wer dem Guten nachstrebt, hat immer Gelegenheit, seine Sinne zu üben im Unterscheiden des Guten vom Bösen, weil sich ihm das Böse oft unter dem Schein des Guten aufzudrängen sucht.

— In einem Auszuge aus einem Bericht von Missionar J. P. Barkmann, Afrika, lesen wir folgendes: „Ich bin wieder in der Schule und unterrichte da schwarze Jungens; sie lernen gut, wenn sie sehen daß es wirklich ernst gemeint ist; wenn es ihnen aber so scheint, daß es nicht ganz so schlimm ist, dann ist die Haut so dick wie schwarz. Sie scheinen jetzt aber nicht mehr ganz so schwarz, wie sie am Anfang waren. Sie sind in jeder Hinsicht so gut begabt wie die weißen Kinder, und auf Stellen sind sie noch besser. Es scheint, sie lernen leichter etwas auswendig; aber das läßt sich leicht erklären: Der Kopf ist die einzige Stelle, wo sie etwas behalten können; was sie nicht im Kopf haben, das haben sie überhaupt nicht. Was wir Weiße nicht im Kopfe haben, das haben wir in unsern Büchern und wir gehen irgend eine Zeit zum Bücherschrank und lesen nach."

— Der „Haus- und Bauernfreund" schreibt: „Zehn Acres sind genug!" Dieses Lockwort der Landagenten in gewissen Gegenden stimmt nicht mit der Erfahrung des Farmers welcher Regen und Dürre, Hitze und Kälte und deren Einfluß auf die Erträge kennt." — Der Farmer kann doch tiefer blicken wie der Landagent, wenn der letztere auch von langjähriger Erfahrung sprechen darf. Seine Augen sind einmal darauf eingestellt, nur die gute Seite seines Landes zu sehen, und sollte zufällig etwas von der Kehrseite unter seine Beobachtung kommen, so beurteilt er es gewöhnlich zu milde. Darum tun die Farmer gut, wenn sie sich immer erst hinsetzen und die „Kosten überschlagen", ehe sie einen Handel abschließen.

— Es ist bekannt, wie verhaßt heute in Rußland alles ist, was „deutsch" heißt, aber es ist dort nicht immer so gewesen. Die „Friedensstimme", welches Blatt heute nicht mehr existiert, weil es eben ein deutsches war, berichtete noch im März 1914: „Die Verbreitung der deutschen Sprache nimmt immer mehr zu. In Rußland ist an den Mittelschulen das Französische in den letzten Jahren fast ganz durch das Deutsche verdrängt worden. Mit der deutschen Sprache kommt man in ganz Rußland, selbst in Sibirien durch. In Frankreich ist schon seit den siebziger Jahren der deutsche Unterricht an den höhern Schulen gefördert worden. In Englands größern Städten kann man sich mit Deutsch gut durchhelfen. Es gibt überall deutsche Schulen. Auch hat die Londoner Universität von allen ausländischen Reifezeugnissen nur das eines deutschen Gymnasiums zur Immatrikulation für genügend erklärt. In Holland werden viele Hochschulvorlesungen deutsch gehalten. Schweden hat schon seit 1903 dem Deutschen amtlich die erste Stelle unter den Fremdsprachen angewiesen. Die Fortschritte der deutschen Verkehrssprache im Orient sind bemerkenswert. An den türkischen Hochschulen ist ebenso wie in den militärischen Erziehungsanstalten das Deutsche jetzt dem Französischen gleichberechtigtes Pflichtfach. In Palästina bestehen deutsch-arabische Schulen in allen größern Städten, ähnlich wie in China deutsch-chinesische Lehranstalten. In Japan ruft man noch immer deutsche Lehrkräfte herbei. Viele Japaner studieren in Deutschland, und Amerika gewöhnt sich seit mehreren Jahren an den

Professorenaustausch mit Deutschland; für die deutsche Sprache sorgen deutsche Ansiedler ebenso in Canada. In Südamerika hat Argentinien ebenso wie Chile das Deutsche als lebende Fremdsprache an den höhern Schulen eingeführt." — Solange die Völker ruhig waren und ruhig überlegten, fanden sie es wünschenswert, die deutsche Sprache zu verstehen und zu kennen, aber seit sie sich von ihrer blinden Wut haben fortreißen lassen, fehlt ihnen jede vernünftige Ueberlegung und sie suchen die deutsche Sprache, deutsche Gesinnung u.s.w. aus ihrer Nähe zu verbannen ohne zu bedenken, daß diese Dinge ihnen nicht geschadet haben noch schaden können, wenn sie auch mit Deutschland im Kriege liegen.

— Vom Westen und Norden her kommen Nachrichten von der Eröffnung des Unterrichts in den Schulen, während wir hier noch im Banne der Kinderlähme-Quarantäne liegen. Obgleich hier keine Fälle dieser Krankheit vorgekommen sind, ist der Anfang des Unterrichts in den Schulen doch bis zum 2. Oktober verschoben worden. Und Vorsicht ist auch eine gute Tugend. Besser einige Zeit warten, als Krankheit und gar den Tod durch Unvorsichtigkeit und Mangel an Geduld in Stadt und Land einzuladen. Die Witterung ist in den letzten Wochen merklich kühler geworden, und, wie die Erfahrung gezeigt haben soll, läßt die Heftigkeit der Kinderlähme bei solchem Wetter nach. Wir danken Gott, der uns bis heute vor dieser Krankheit bewahret hat.

— In der heutigen Nummer bringen wir den Schluß von „Besuche in den Central-Provinzen in Indien", welcher Bericht uns und, wie wir fest hoffen, allen Lesern viel Freude gemacht hat. Missionare im Heidenlande sind im wahren Sinne des Worts Arbeiter im Weinberge des Herrn. Der Weinberg sieht wohl verwildert aus und es ist den Arbeitern bisher noch nicht gelungen, ihn ganz unter ihre Arbeit zu bringen. Wo sie jedoch Gelegenheit gehabt haben, zu graben, zu düngen und zu reinigen, da fängt es an, zu blühen und zu wachsen, und Früchte reifen zur Ehre des Heilandes, der sie in den Weinberg gestellt hat und ihrer Hände Arbeit segnet.

— Ueber eine Verbindung, die sich „International Bible Students' Association" nennt, drückte sich die Abendschule vor mehreren Jahren folgend aus: „Diese Verbindung war vor dieser Tage, angeblich 4,000 Delegaten stark, in der Bundeshauptstadt Washington in Sitzung und nahm einen Beschluß an, womit sie als „durchaus unschriftgemäß" die „Lehre von einem Orte, Zustand oder Beschaffenheit einer Hölle von Feuer und Schwefel zur Strafe für die Gottlosen" verwarf. Die meisten Prediger des Landes, wurde erklärt, haben, wenn nicht offen, so doch privatim längst die „Theorie des höllischen Feuers" aufgegeben. Der Leser wird sogleich fragen: Die nennen sich Bibelstudenten? Wahrlich, Katechismusmilch tut ihnen so not wie ein anderer Name! Aber warum will ein solcher Verein einen derartigen Beschluß allgemein bekannt machen, so daß selbst die weltlichen Blätter ihn besprechen und mit dem Finger darauf hinweisen, wie vor der neuzeitlichen Aufklärung die alte strenge Rechtgläubigkeit zusammenbreche? Viele sind ihrer heute, die die Schrift meistern wollen zur Beruhigung ihrer Gewissen! Aber wenn auch ein 4,000 Delegaten starker Convent beschließt, es sei keine Hölle, alle darauf bezüglichen Schriftstellen seien nur bildliche Redeweise, so ändert das so wenig an der Sache, als wenn alle Blinden beschlössen, es gibt kein Tageslicht, und alle Tauben, es gibt keine Sprache. Es wollen heute gar viele Menschen nichts von einer Hölle wissen, damit sie nach allem Gefallen sündigen können. Ihre Sicherheit ist ganz ihr eigenes Risiko! Glauben sie den Worten nicht: „Als er nun in der Hölle und in der Qual war", "Sie werden in die ewige Pein gehen", „Gehet hin von mir, in das ewige Feuer" und viele andere Schriftstellen mehr, so laßt sie aus der Weisheit jener „Bibelstudenten" so viel Trost schöpfen, wie sie nur können." — Die Welt ist in dieser Beziehung einem Schläfer gleich, der wenn beim Anbruch des Tages geweckt, sich die Decke über den Kopf zieht und sich einredet, es sei noch finstere Nacht, er dürfe ruhig weiter schlafen. Man will nicht und ist blind, sagt Hiller.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Henry Seitz, Sterling, Kansas schreibt indem er sein Rundschau-Abonnement erneuert: „Ich bin nun wieder von California zurückgekehrt in meine Heimat. Ich war schon seit zwei Jahren kränklich und bin auch jetzt nicht gesund. Aber wir wissen, daß ein Arzt ist, der helfen kann. Das ist der Sohn Gottes, der gestorben und auferstanden ist und hat alles auf sich genommen, und durch seine Wunden werden wir geheilt. Die mit Tränen säen, ernten mit Freuden. Einen schönen Gruß an alle Leser."

Abram A. Harder, Rosenfeld, Manitoba schreibt: „Ein Gruß an die Rundschauleser und Geschwister in Los Angeles, California, und an Sarah C. H. Warkentin in Reedley. Ich teile auch mit, daß deine Nichte Katharina Harder jetzt einen Abraham Hiebert hat. Sie hat schon eine lange Zeit schwer krank darnieder gelegen. Sie haben die Farm verkauft und wohnen jetzt in der Stadt Altona. Dein Vetter Abram Hiebert wohnt in der Stadt Gretna."

H. E. Wall, Reedley, Cal., schickt die Zahlung für Rundschau und Jugendfreund und bittet uns, seine Adresse wie folgt zu ändern: „Lieber Br. Wiens! Da die Postbehörden die Postboxen und Route geändert hat, so ist unsere Adresse jetzt Rout A, Box 230 anstatt Rout 1, Box 28. Wir haben schönes Rosinenwetter. Viele haben ihre Trauben schon geschnitten. Wir haben unsere Trauben auch schon vor einer Woche geschnitten. Wenn man an den geschnittenen Weinfeldern vorbeifährt, dann riecht es sauer. Die Weinschneider machen viel Geld. Die Preise und auch die Ernte sind gut. P. E. Epp hat eine 10 Acker Farm gekauft zu $3,300. Geschw. Abr. Buhlers sind nach Minn. gefahren auf Besuch. Wir sind gesund, außer meine l. Frau ist noch immer im Bett. H. E. W."

J. J. Kröker, Lodi, Cal., Route 4, Box

125, schreibt: „Indem wir gedenken, schon den 28. d. M. sachte unsere Heimreise anzutreten, so bitte ich dich unsere Rundschau wieder nach Korn, Okla., zu senden. Den Lesern möchte ich hiermit mitteilen, daß der gewesene Kubaner A B C Lehrer und dessen Frau leidlich gesund sind. So viel wir wissen, sind's unsere zehn Kinder und vierundzwanzig Großkinder auch. Der liebe Gott hat uns zeitlich gesegnet. Alle Bekannten seien in Liebe gegrüßt von J. J. und Anna Kr."

J. D. Friesen, Meade, Kans., berichtet: „A. K. Klassen machte hier bei Geschwister und Bekannten flüchtige Besuche. A. E. Friesen fuhr nach Nebraska, um seinen kranken Onkel zu besuchen. Die Farmer sind fleißig bei der Zubereitung des Landes für die Aussaat des Weizens. Einige haben auch schon etwas gesät. A. P. Reimer machte eine Reise nach Manitoba zum Begräbnis seiner Mutter."

Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal. 2. Kor. 1,3.

Adreßveränderungen.

Mrs. Sarah Neufeld, früher Henderson, Nebraska, jetzt Lincoln, 1212 E. Str. Nebraska.

F. K. Goossen, Giroux, Manitoba, Canada, jetzt Littlefield, Texas, U. S. A.

Heinrich Löwen, Towanda, Kansas, jetzt Geneseo, Kansas.

Jakob Schultz, Canton, Kansas, jetzt Hillsboro, Kansas.

Jacob J. Neufeld, Main Centre, jetzt Gouldtown, Saskatchewan, Canada.

Todesanzeige.

Abr. Nickel Jr. wurde geboren im Jahre 1854, den 29. Nov., im Dorf Marienthal, Südrußland. In den Ehestand getreten den 15. März 1876. Nach Amerika gekommen den 1. August, 1876. Getauft und in die Gemeinde aufgenommen den 5. Sept. 1880. Kinder gezeugt 9, 3 Söhne und 6 Töchter, wovon eine Tochter gestorben ist. Großvater geworden über 22 Kinder, wovon 4 gestorben sind. Im Ehestande gelebt 34 Jahre, 9 Monate, 16 Tage. Krank gewesen etwas über ein Jahr. Seine Krankheit war Wassersucht. Gestorben den 7. Sept. 1916, 9 Uhr morgens. Alt geworden 61 Jahre 9 Monate, 9 Tage.

Henderson, Nebr.

Einladung zum Einweihungsfest
bei Littlefield, Texas.

Da die Südl. Konferenz in North Enid, Oklahoma zum 29, 30 und 31. Okt. bestimmt ist, so wurden sich die hiesigen Geschwister einig, die Einweihung unsers neuen Versammlungshauses zum 5. November 1916 zu bestimmen, verbunden mit Erntedankfest.

Laden denn alle Geschwister und Freunde dazu ein, um uns zu besuchen und teilzunehmen an den Segnungen des Herrn.

Im Auftrage der Geschwister,

W. F. Ewert.

Rußland.

Silberfeld, Rußland, den 3. Mai 1916. Lieber Cousin!

Dein voriger Brief ist unversehrt nach zweimonatlicher Reise hier angekommen. Haben mit großem Interesse ihn gelesen. Besten Dank dafür. Ich hatte schon die Hoffnung auf eine Antwort aufgegeben. Umso größer war die Ueberraschung.

Da die Postverbindung denn also doch nicht ganz eingegangen ist, so wollen wir den Briefverkehr nicht einstellen. Seit ich meinen vorigen Brief abschickte, hat sich hier ja nichts wesentlich verändert, als daß noch mehr eingezogen sind. So mußte unser einziger Sohn Wilhelm auch den 8. Februar d. J. in den Forstdienst. Bis Ostern war er auf der Alt-Berdjaner Forstei, nicht weit von Altonau; jetzt, nach Ostern, ist er weitergeschickt und arbeitet gegenwärtig in einer Holzsägefabrik im Orenburger Gouvernement. Daselbst sind über hundert Mann Mennoniten. Sonst geht es ihm ganz gut, nur daß es so weit von und nicht zu Hause ist.

Da ich somehr allein in der Wirtschaft geblieben — Aufseher, Zuschließer, Kutscher, Gärtner sind fort — so habe ich die Wirtschaft bedeutend verkleinert. Durch die Landliquidation hat man jegliche Schaffensfreudigkeit verloren. Der Gedanke: Du mußt doch bald hier weg; für wen sollst du noch dies und das tun — geht beständig auf Schritt und Tritt. Das Wirtschaften wird diesen Sommer auch ziemlich schwer gehen, wegen Arbeitermangel und Teurung derselben. Weil alle Produkte und Waren so teuer sind, so ists ja auch nicht wunderlich, daß die Arbeiter teuer sind. Vollarbeiter sind fast nicht mehr zu haben. Arbeiten somehr alles mit Mädchen; zahlen denselben auf 5 Monate 60 bis 70 Rbl. Die Vollarbeiter erhalten 25 bis 30 Rbl. per Monat. Das Getreide kostet hier; Weizen 15—16 Rbl., Hafer 11 Rbl., Gerste 9 Rbl., Roggen 12 Rbl. per Tschetwert — 10 Pud (ungefähr 4 Buschel.). Das Rindvieh wird mit 7 Rbl. per Pud Lebensgewicht bezahlt. Pferde, die früher 75—80 Rbl. kosteten, sind jetzt nicht mehr unter 200 Rubel zu haben. Schafe und Lämmer kosten 25 Rubel. Alles ist schrecklich teuer; nur das Land allein ist billig.

Da uns ja eine Frist zum freiwilligen Verkauf gegeben ist, so habe ich mein Land zu 400 Rubel per Dessjatine ausgeboten, glaube aber nicht, daß sich Käufer finden werden. Die Frist läuft im November ab. Was es dann geben kann und wird, ist vor der Hand nicht zu wissen. Wir würden ja fast alle gerne hier in Rußland bleiben; aber wenn wir nicht Landwirtschaft treiben dürfen, was sollen wir dann tun? Wir sind ja nun einmal eingefleischte Landwirte und müssen uns eine Gegend suchen, wo man Landwirtschaft und Viehzucht treiben darf und kann. Nach Deutschland dürfte von den Mennoniten wohl niemand gehen; bleibt also wohl nichts anderes übrig als über die See. Viele sind sehr voll von Australien und Neuseeland; andere wieder von Amerika. Solange der schreckliche Krieg dauert, ist ja keine Aussicht und Möglichkeit, irgend wo hin zu fahren; doch sobald er beendigt und der Weltverkehr wieder eingesetzt, werden Kundschafter ausgeschickt werden, um die weniger bemittelten Mennoniten anzusiedeln.

Durch die Landenteignung sind u. werden die Ländereien hier zu Schuldenpreisen abgehen und es wird dadurch viele ganz arme Menschen geben. Da von den Mennoniten hier schon über 10,000 Mann eingezogen sind, so wird's immer schwerer, diese Masse zu unterhalten. Haben jetzt schon ein Jahresbudget von über 1 Million Rubel. Hält es noch lange an, so können wirs nicht mehr zahlen und müssen die Regierung ersuchen die Unterhaltungskosten zu übernehmen.

Die Ernteaussichten sind gegenwärtig die allerbesten; haben viel Regen gehabt. Der Roggen steht in Aehren, der Winterweizen ist kniehoch; Gerste und Hafer ein Viertel-Arschin. Die Saatzeit fing den 10. März an . . . . .

Welch großer Unterschied von einst und jetzt! Wer hätte es sich vorstellen können, daß man uns hier in Rußland das Land so unrechtmäßig abnehmen werde! —

Euch allen die beste Gesundheit wünschend, und auf ein Wiedersehen hoffend, bin ich Dein Cousin,

Wilh. H. Janzen.

— U. Besucher

Fortsetzung von Seite 9.

müssen. Ich handle nur nach dem Vorbild dieser braven deutschen Mutter."

Tränen glänzten in den Augen der Sprechenden. Der Offizier schwieg. Seine Gedanken entführten ihn in die traute Heimat, zu seiner eigenen Mutter, deren Stelle hier im fremden Lande seine gütige Gastgeberin in zarter, fürsorgender Weise vertrat.

Da trat ein Diener ein und überreichte der Dame einen Brief. Kaum hatte sie die Adresse gelesen, so öffnete sie hastig den Brief und erklärte ihrem Gaste, der Brief hätte ihr die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches gebracht, — die Wohltäterin ihres Sohnes schickte ihr ihre Photographie.

Damit reichte sie dem deutschen Offizier das Bild hin. Der aber war vor tiefster Bewegung kaum eines Wortes mächtig. Denn er erkannte — seine eigene Mutter!

Den Demütigen gibt Gott Gnade.

Der Erfinder der Lokomotive ist Georg Stephanson. Er war ein Kind armer Eltern und mußte sich, ohne eine Schule zu besuchen, früh selbst sein Brot verdienen. Er wurde Kuhhirt und verfertigte neben seinem Beruf Mühlenräder am Bach, baute kleine Lehmhäuser, erzeugte Dampf und bewegte kleine Räder damit. Er wurde Pferdeknecht, dann Heizer in einem Bergwerk und stieg bis zum Bremser auf. Alles gelang in seinen Händen. „Was seine Augen sehen, das machen seine Hände," sagten die Nachbarn von ihm. Nachdem er in späteren Jahren seine Frau verloren, wanderte er aus der Heimat und erfand mit den von Lord Ravensworth erhaltenen Mitteln 1814 die erste Lokomotive. Er wurde bald ein berühmter Mann; doch blieb er demütig, und man erzählt von ihm, daß er nie sich selbst, sondern in Dankbarkeit nur Gottes Güte und Barmherzigkeit gerühmt habe.

Da haben wir wieder eine Bestätigung des göttlichen Grundgesetzes: „Den Demütigen gibt Gott Gnade".

Warum nicht ich?

Saß da ein Professor auf dem Katheder und hielt seinen Studenten eine Vorlesung, als plötzlich der Ruf: „Feuer, Feuer!" erscholl.

Alle stürzten auf die Straße. Eine hohe Lohe schlug aus dem Nachbarhaus. Wer auf der Straße war, wurde gleich in die Kette eingereiht, und bald flogen die Eimer von Hand zu Hand. Die Kette geht von der Straße zum Fluß, aus dem die Eimer gefüllt werden. Im Fluß steht der letzte bis halb an die Brust im Wasser. Es ist ein schwacher, blasser Student. „Was!" ruft der Professor, der ihn sieht, „Sie hier im Wasser?"

„Einer muß drin stehen," war die Antwort, „warum soll ich nicht dieser Eine sein?"

Feigheit und Faulheit sagen immer: „Es wird's schon einer in die Hand nehmen!" und damit beschwichtigt man sich.

Sonnenschein im Herzen.

Ein junges Mädchen, welches immer unzufrieden mit ihrer Heimat war, immer über Unannehmlichkeiten klagte und ihre Unzufriedenheit beständig in Stimme, Blick, und Betragen zutage treten ließ, setzte ihre Freundin, der sie auf der Straße begegnete, eines Tages in Erstaunen durch ihren munteren Schritt, ihr freundliches Lächeln und ihre fröhliche Stimme.

„Haben sich die Verhältnisse bei euch geändert?" fragte die Freundin, indem sie glaubte, es habe sich dort etwas ganz besonders Angenehmes zugetragen.

„Nein", sagte die Angeredete, „zu Haus ist alles beim alten, aber in mir haben sich die Verhältnisse geändert; in meinem Herzen scheint jetzt die Sonne".

Gewohnheiten und Angewohnheiten.

Gewöhnung, Gewohnheiten sind etwas Gutes, das wir gar nicht entbehren können. Sie geben unserem Leben etwas Festes, Solides. Wenn wir uns gewöhnen, keinen Fluch in den Mund zu nehmen, nichts Böses über unsere Mitmenschen zu reden, früh aufzustehen und mit frohem, frischem Mut unsere Tagesarbeit anzufangen, nie etwas halb zu tun, in unserem Genießen mäßig zu sein, stets eine hilfsbereite Hand zu haben, Sonntags zur Kirche zu gehen u.s.w., so ist das etwas sehr schönes. Freilich müssen wir uns hierbei hüten, daß die Gewöhnungen nicht zu geist- und herzlosen Aeußerlichkeiten werden.

Anders ist es mit den Angewohnheiten. Diese machen uns zu oberflächlichen Durchschnittsmenschen und Narren und führen uns in Sünde und Laster. Wenn sich einer angewöhnt hat, von seinen Mitmenschen alles übelzunehmen oder jeden Klatsch über ihn zu glauben und weiterzutragen oder die Reinlichkeit seines eigenen Leibes zu vernachlässigen oder seine Arbeit langsam und liederlich zu betreiben oder beständig seinen Schnaps zu trinken und dergleichen mehr, so wird ein solcher bald sehen, wohin er gerät. Er wird ein Sklave seiner Angewohnheiten, diese machen aus ihm was sie wollen, aber nie etwas Gutes. Ein solcher Mensch verliert seinen Charakter, seine Festigkeit, seinen inneren Menschenwert und seine Brauchbarkeit; er wird ein Spielball seiner schlechten Neigungen und Triebe, deren Herrschaft er schwer wieder abschütteln kann.

Religionslose Schulen.

Ein französisches Urteil über die religionslose Schule. In dem zweiten Teile seiner sehr lesenswerten Schrift „Die Gefahren der französischen Demokratie" weist Edmond Villey auf die Erfahrungen mit der religionslosen Volksschule in Frankreich hin. Er erklärt es für eine der größten Torheiten, wenn man meint, den Religionsunterricht durch einen Unterricht in bloßer Moral ersetzen zu können. Er sagt: „Keine philosophische Spitzfindigkeit kann die einfache Schlußfolgerung aufheben: Wenn es keinen Gott gibt, so gibt es auch kein moralisches Gesetz; es gibt keinen Unterschied zwischen gut und böse, von moralischem Verdienst und Schuld, und dann kann die einzige logische Lebensregel nur die sein, sich allein seinen Instinkten zu überlassen und zu genießen." Ganz besonders weist Villey auf das Unsinnige hin, der Jugend Schulbücher in die Hand zu geben, in denen wörtlich zu lesen sei: „Wir können wissenschaftlich nicht feststellen, ob es nach dem Tode ein anderes Leben gibt, in dem Guten belohnt und die Bösen bestraft werden; wir können wissenschaftlich nicht beweisen, ob es einen Gott gibt oder nicht!" Solche religiöse Neutralität in der Volksschule bedeutet dem Kinde gegenüber nichts anders als das Lehren eines nackten Atheismus, denn das Kind könne den Unterschied zwischen wissenschaftlich Beweisbarem und dem, was nur durch den Glauben ergriffen werden kann, nicht fassen. Geradezu erschütternd ist das Bild, das Villey von den Folgen dieser Erziehung entwirft. In den letzten Jahren ist in Frankreich die Zahl der jugendlichen Verbrecher unter 20 Jahren 20 Prozent gestiegen. Während vor 50 Jahren auf 100,000 junge Leute unter 16 Jahren nur etwa 1000 Bestrafte kamen, ist diese Zahl jetzt doppelt so groß. Mit dem religiösen Verfall Hand in Hand geht ein erschreckender Verfall des Familienlebens. Die elterliche Autorität ist bei dem größten Teile des französischen Volkes völlig verschwunden; die natürliche Folge davon ist auch der Zusammenbruch der staatlichen Autorität, ein Nachlassen des Pflichtgefühls in allen Berufen. Das Leben in Frankreich wird immer unsicherer, und zwar in ganz bedenklichem Maße, nicht bloß durch das überhandnehmende Banditentum, sondern auch durch die allmählich notirisch gewordene Unsicherheit im französischen Verkehrswesen. Ganz besonders beklagt Villey auch die rapid zunehmende Verrohung des Volkes, das Abnehmen der früher so viel gerühmten Lebensart. Er kommt dann zu dem richtigen Schlusse: nur eine religiös fundierte Moral im Unterricht der Schule könne das französische Volk vor dem Untergange retten.

(„Der Alte Glaube.")

Gefährliche Dinge.

Anscheinend harmlose Dinge, welche aber zum Bösen verleiten, sind die gefährlichsten Dinge, weil sie den Charakter untergraben. Wenn ein Vergnügen erfunden werden könnte, welches an sich völlig rein wäre, aber dennoch zu unreinen Vergnügungen den Weg bahnen würde, das wäre das ge-

fährlichste von allen. Es ist nicht die offenbare Schlechtigkeit, die den größten Schaden anrichtet; es sind die scheinbar zu entschuldigenden Dinge, welche den Geschmack der Nierdigkeit in sich haben. Eine zu starke Dosis davon würde Eckel erregen; aber der Geschmack entwickelt ein Verlangen, und das Verlangen reift heran zum Appetit, welcher an der krassesten Unreinigkeit seine Freude hat. Und wenn man zu mir sagt: „Sieh, wie völlig unschädlich dieses ist," so antworte ich: „Je feiner die Schneide an der Axt ist, desto schärfer schneidet sie." Wir sind Menschen und nicht Engel, und was vollkommene Geschöpfe vielleicht wagen könnten zu tun, ist doch im letzten Grade gefährlich für uns.

Der Meister aller Meister.

Schön sagt der Kirchenvater Ephrem (gestorben 378): „Die ungebildeten Menschen wissen, was ihre Lasttiere zu tragen imstande sind, und legen ihnen nichts über ihre Kräfte auf, um sie nicht zu überladen.

Der Töpfer weiß, wie lange sein Ton im Ofen liegen muß, bis er zum Gebrauche geeignet ist. Wäre es nicht die größte Torheit, anzunehmen: Gott, die ewige Weisheit, lege dem Kranken zu schwere Lasten auf, oder er prüfe uns zu lange im Feuer der Trübsal? Seid ganz unbesorgt! Unser Leib wird nicht länger und nicht schwerer belastet werden, als es Gott für gut und heilsam hält."

Eines schönen Gleichnisses bedient sich Augustinus (gestorben 430): „Die Geschicke der Menschen werden im Himmel gewoben und laufen in Gottes Hand in zahlreichen Fäden eines Gewebes zusammen."

Sehen wir von der Erde hinauf gen Himmel, so erblicken wir nur die Kehrseite der Arbeit, dicke und düne Fäden, kreuz und quer und übereinander liegend, unkenntliche Formen, verschwommene, unklare Farben, alles verworren und unschön. Sobald wir aber von obenher Gottes Werk schauen, wird unser Auge entzückt sein von der Schönheit des Musters, von der Harmonie der Farben, von der Reinheit und Vollendung des Gewebes, dann werden wir den allweisen Meister in seiner Allmacht lobpreisen und bekennen: „O Herr, alles, was du tust, ist Pracht und Schönheit von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

Zwei Kapitel der Schrift.

Für den Liebhaber der Schrift und der göttlichen Wahrheit ist es eine Freude und ein Genuß, einmal zwei hochbedeutsame Kapitel in der Schrift mit einander zu vergleichen. Ich meine Kapitel zwei im Evangelium St. Lucä und Apostelgeschichte Kapitel zwei. Beide haben denselben Verfasser. In dem erstgenannten Kapitel finden wir fromme Seelen, die sehnsüchtig dem Kommen des Heilandes entgegenharrten, in dem letztgenannten Kapitel treffen wir eine Schar von Gläubigen, die mit aller Glut des Herzens um die Sendung des Gottesgeistes gebetet hat und nun jubiliert, da er gekommen ist. In jedem Fall hat der treue und wahrhaftige Gott teure, köstliche Verheißungen gegeben, und als nun die Zeit erfüllt und seine Stunde gekommen war, da wurden sie herrlich erfüllt — kein Wort ist auf die Erde gefallen. Dort kommt der Heiland, der Retter, hier der Heilige Geist, der Christi Werk auf Erden fortsetzt.

Es ist da allerdings auch ein großer Unterschied. In Lukas 2 ist alles so recht menschlich, und doch auch wieder so erhaben, daß es weit über das Menschliche hinausragt. Die göttliche Herrlichkeit bricht überall durch die menschliche Hülle. Menschlich ist die große Armut, das Kind in Windeln und in der Krippe, göttlich hingegen ist der Lobgesang der himmlischen Heerscharen, die Erfüllung der Weissagung.

Ganz anders ist es in Apostelgeschichte 2. Das Menschliche da ganz weg, alles ist göttlich. Sturmwind und Feuerflammen erscheinen plötzlich, unangemeldet, diese Naturkräfte sind nur Bilder und Gleichnisse der Lebenskräfte des Geistes. So ist auch das Predigen der Apostel in neuen, nie gelernten Sprachen etwas durchaus Neues, Unerhörtes, Göttliches. Den Weltheiland können wir sehen, er nimmt an unser Fleisch und Blut, den Geist Gottes können wir nicht sehen, aber fühlen, empfinden seine Kraft — das können wir. Und so können wir der Vergebung, des Herzensfriedens, der Salbung durch den Heiligen Geist ebenso gewiß sein, wie Jesu Volks- und Zeitgenossen gewiß sein konnten, Jesum von Nazareth mit den Augen gesehen, mit den Ohren gehört zu haben

Es mag manche große Männer in der Welt gegeben, aber an Jesum, den Weltheiland, ragen sie nicht von ferne heran; so gibt es in der Welt mancherlei Geister, aber an den Heiligen Geist ragen sie so wenig heran, wie das Licht der Kerze an die Sonne.

Vergib und vergiß!

Trifft je einmal in böser Stunde
Dich kränkend Wort aus Freundesmunde,
Laß nicht das hingeworf'ne Wort
Zerstörend wirken fort und fort!
Halt' Einkehr in die eig'ne Brust,
Ob gleiches Tun dir nicht bewußt;
Erweit're nicht den kleinen Riß —
Vergib das rasche Wort — vergiß!
Frag' dich, ob nie der Kränkung Schmerz
Durch dich erfuhr ein and'res Herz —
Ein Herz, das teuer dir und lieb —
Vergiß das rasche Wort — vergib!

Vertrauen.

Ein amerikanischer Gefängnisdirektor namens Pillsburg, erfuhr einst, daß einer seiner verwegensten Gefangenen geschworen habe, ihn zu ermorden. Sofort ließ er ihn zu sich kommen und bat ihn um die Gefälligkeit, ihn zu rasieren. Es durfte niemand im Zimmer bleiben. Die Hand des Gefangenen zitterte, aber er führte den erhaltenen Auftrag vollkommen gut aus. Als er fertig war, sagte der Direktor: „Ich habe gehört, Sie wollten mich ermorden, aber ich war überzeugt, ich könne Ihnen vertrauen." — „Gott segne Sie," sagte der Mann, dessen Gesinnung von dem Tage an völlig umgewandelt war. Ja, „die Liebe glaubet alles", und darum überwindet sie alles.

Gott erbarmt sich seiner Kinder.

In dem bayrischen Dorfe Seeg hatte der Pfarrer Feneberg einer um des Glaubens willen verfolgten Person, die zum Auswandern genötigt war, zwei Kronentaler als Zehrpfennig mit auf den Weg gegeben. Das war damals seine ganze Barschaft. Nun kam aber später im Leben des gesegneten Mannes eine Zeit, da er durch seine mißlichen finanziellen Umstände recht gedrückt war. Da redet er zu Gott in kindlicher Einfalt und sagte Ihm: „Ich habe Dir auch einmal zwei Kronentaler gegeben, und jetzt brauche ich sie notwendig!" Es währte nicht lange, da öffnet sich die Türe, und ein Bote brachte ihm ein Päckchen mit 200 Gulden. Wie kam er zu diesem Gelde? Eben durch jene arme Person. Durch Empfehlung bei einem wohlhabenden christlichen Manne hatte sie es ihm ausgewirkt. Dank, Freude und Verwunderung füllten sein Herz. Er hatte es erfahren: „Wie sich ein Vater seiner Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so Ihn fürchten."

Ein Gespräch.

Ich war zwanzig Jahre alt, hatte ein wenig Schelling gelesen, freilich noch mehr Romane und Schauspiele, und stritt gelegentlich mit der Mutter über Gegenstände ihres Glaubens. So auch an einem wundervollen Sommerabend im Garten. Der

Vater saß lesend auf einer Bank, indes ich mit allem Stolz eines jungen Philosophen gegen die Mutter meinen Unglauben ins Feld führte. Sie hörte meine Prahlereien geduldig an, bis ich schließlich sagte: „Und wenn es auch diese Art von Unsterblichkeit gäbe, was soll sie mir? Ich verzichte darauf!" Es war mein stärkster Satz, und ich war doch etwas bange, wie ihn die liebe Frau aufnehmen würde . . . .

Aber siehe da, sie lachte. „Mein bester junger Herr," sagte sie mit Zuversicht, „du bist wie einer, der während des Frühstücks auf Mittagessen verzichten kann. Wenn er aber ein paar Stunden gehungert hat, kommt er still gegangen und ist froh, wenn er noch etwas kalte Küche vorfindet. Und wenn du auch dabei beharren und mit Gewalt verzichten wolltest, es hülfe dir nichts. In diesem deinem Leibe steckt nun einmal etwas, was weiterleben muß — du magst es wollen oder nicht!"

Klare Darlegung.

H. N. Pope, der neuerwählte Präsident der Association of State Präsidents of the Farmer's Union, sprach sich in vernünftiger Weise aus über das Achtstundengesetz, welches der Congreß zugunsten der Eisenbahnarbeiter annahm, um den Streik zu verhüten.

„Die Farmer," sagte er, „sind zu gunsten von gerechten Löhnen für Arbeiter und Capitalisten, welche die Bodenproducte handhaben von der Zeit an, da sie die Hände der Farmer verlassen bis sie die Consumenten erreichen. Dies bezieht sich nicht nur auf den Transport, sondern auf alle Industrieen, die mit dem Farmerstande in Berührung kommen. Wir begünstigen einen achtstündigen Arbeitstag für alle Arbeiter, bei einem so hohen Lohne, wie ihn die Geschäftslage gestattet.

„Was mich anbetrifft, so zweifle ich daran, daß es weise ist, wenn der Congreß die Löhne für Privatunternehmungen festsetzt; ich bezweifle es, daß es im Interesse der Arbeiter, des Capitals und des Volkes geschieht, wenn man aus der Lohnfrage der Eisenbahnarbeiter eine politische Frage macht. Wie dem nun aber auch sein mag, wir sind an dem gesetzgeberischen Meilenstein vorbei und die organisirten Arbeiter sind jetzt an eine Regulirung durch die Regierung gebunden; der Congreß hat dem Volke eine neue Verantwortlichkeit aufgeladen, und wenn das Volk die Löhne festsetzen soll, wenigstens was die Eisenbahnarbeiter anbetrifft, so ist es die Aufgabe eines jeden Bürgers, die Angelegenheit sorgfältig zu studiren.

„Ich bin der Ansicht, daß in der nächsten Sitzung des Congresses die Löhne aller Eisenbahnarbeiter ausgeglichen werden sollen, von den Bahnpräsidenten herab bis zu den Streckenarbeitern, um allen gegenüber gerecht zu werden, dabei sollte der Lohn sich nach dem Gschäft und den menschlichen Rechten richten. Ich möchte hier auf die Löhne hinweisen, die im Eisenbahnwesen bezahlt werden und wie sie in Regierungsberichten angegeben sind. Die Lohnscala liefert den unumstößlichen Beweis, daß die gegenwärtigen Lohnverhältnisse ungerecht sind: Generalbeamten erhalten $16.11 pro Tag, andere Beamten $6.49, allgemeine Office-Clerks $2.53, Stationsagenten $2.37, andere Stationsarbeiter $1.99, Locomotivführer $5.28, Heizer 3.23, Conducteure $4.49, andere Zugarbeiter $3.11, Arbeiter in den Werkstätten $2.37 und Streckenarbeiter $1. 59 den Tag.

„Wenn die Regierung die Löhne zu bestimmen hat, dann sollte sie die Löhne von allen Classen von Eisenbahnarbeitern festsetzen, und hat der Congreß das Recht, Löhne zu erhöhen, so hat er auch das Recht, Löhne herabzusetzen. Der Congreß sollte die ganze Lohnliste revidiren, um die Ungerechtigkeit, die für verschiedene Classen augenscheinlich ist, durch einen Ausgleich zu beseitigen, der wohl durchdacht ist und bei dem Furcht oder Gunst nicht mitreden.

„Im Interesse der 350,000 Streckenarbeiter, die bei Sturm und Regen die Bahnstrecken überwachen, und durch deren Muskelkraft und Erfahrung die großen Transportsysteme in stand gehalten werden, möchte ich an das Volk appelliren. Der Lohn, den sie erhalten, reicht nicht aus, um die Familie anständig zu ernähren; die Kinder dieser Männer sind seitens der amerikanischen Civilisation zur Unwissenheit und Armuth verurteilt.

„Außer dieser werden die Clerks, die Stationsbeamten und die Arbeiter in den Werkstätten ungenügend bezahlt. Sie sind gewissermaßen die Hände, die getreulich die Bahnen ernähren, und die öffentliche Wohlfahrt fordert es, daß der Congreß sie berücksichtigt. Diese Arbeiter sind so wichtig, so tüchtig und so loyal wie viele von den hohen Angestellten, daher sollte der Congreß ihre Löhne revidiren.

„Zuletzt haben wir eine große Classe von Bürgern, die schlechter gestellt sind als die untersten Eisenbahnarbeiter, und das sind die Farmer. Wir haben hierzulande 6,500,000 Farmen, die den Farmern, nach dem Bericht des Ackerbaudepartements $1.47 pro Tag abwerfen; aus diesen Gelde müssen die Ausgaben für die Familie bestritten werden. Es gibt dann noch 4,500,000 Landarbeiter, die durchschnittlich $1.35 den Tag verdienen . . ."

„Diejenigen, welche auf dem Lande arbeiten, haben einen 12- bis 14stündigen Arbeitstag, und was die Frauen anbetrifft, so sind sie schlechter gestellt, als die Negerinen zur Sclavenzeit. Damals waren die Frauen, die auf dem Lande arbeiteten, schwarz, heute sind 75 Procent weiße Frauen. Hier ist ein Contract aus der Sclavenzeit:

„Zwölf Monate von heute verpflichten wir uns $100 (in Gold) als Miethe für das Negermädchen Clara zu bezahlen. Wir verpflichten uns ferner, das Mädchen zu beköstigen, ihr drei Anzüge, zwei Paar Schuhe und Strümpfe, eine Decke und einen Hut zu geben und alle Steuern auf ein Jahr zu bezahlen."

Nach dem Contract mußte die Sclavin (abgesehen von unvermeidlichen Unglücksfällen) in gutem Gesundheitszustande, wie man sie erhielt, zurückgegeben werden. Mir scheint es, daß die meisten Frauen auf dem Lande sich heute glücklich schätzen würden, für einen solchen Lohn zu arbeiten. Seit jener Zeit hatten wir 25 Congresse, die weiße Frau hat die Stelle der Negerin auf dem Felde eingenommen, die Zahl der Landarbeiterinen ist jetzt (1,500,000) dreimal so groß, wie zur Sclavenzeit, aber im Lohn und in den Arbeitsstunden ist keine Aenderung eingetreten.

„Im Congreß verlautete kein Wort zugunsten der Frauen, die den Heurechen besteigen und die Ernte einheimsen helfen müssen, und es ist wenig geschehen, um die Einnahmen der Farmer zu erhöhen, damit sie imstande sind, die steigenden Ausgaben zu begleichen. Heute finden wir aber, daß die am besten bezahlten Arbeiter der Welt (welche dreimal so viel verdienen wie der Farmer) eine Lohnerhöhung von 25% verlangten, und daß der Congreß sich beeilte, ihnen zu helfen. Diese Lohnerhöhung wird schließlich wieder auf den Schultern der Farmer lasten, seine Einnahmen vermindern und seine Arbeitsstunden erhöhen, so daß von neuem wieder ein Ruf der Frauen und Mütter auf dem Lande ergeht, tüchtiger zu arbeiten, damit die Rechnungen beglichen werden können.

„Die Farmer des Landes sind gezwungen, für das zu kämpfen, was sie besitzen, und zu erlangen, was ihnen gerechter Weise zukommt; das kann aber nur durch Organisation geschehen." — Landmann.

Der Alfalfa-Käfer.

Der Alfalfakäfer oder Alfalfawebel verbreitet sich in westlichen Gegenden in einer Weise die es wahrscheinlich macht, daß früher oder später in allen Theilen des Landes mit dieser Plage zu rechnen sein wird. Während der zwölf Jahre seitdem dieses Insekt in den Ver. Staaten, zuerst im Staate Utah, sein Erscheinen gemacht, hat es fortwährend, wenn auch langsam, in der Verbreitung Fortschritte gemacht und es scheint, daß ihm natürliche Hindernisse nicht im Wege stehen, Thatsächlich ist die Verbreitung des Schädlings jedoch langsamer als ursprünglich befürchtet wurde, nichtsdestoweniger schreitet sie aber vorwärts. In den Gegenden wo der Käfer bis jetzt sich eingefunden hat, das ist in Utah und großen Theilen von Idaho und Wyoming, verursacht er zu Zeiten einen Verlust von 50 Prozent des ersten Schnittes der Alfalfa und einen vollständigen Verlust des zweiten Schnittes.

In einer Veröffentlichung des Ver. St. Ackerbau Departments (Bulletin No. 741) werden Beschreibung des Alfalfakäfers sowie Methoden zu seiner Bekämpfung gegeben, die es den Farmern in Gegenden wo

der Schädling bis jetzt noch nicht aufgetreten ist, ermöglichen die Plage zu erkennen und Maßnahmen dagegen zu ergreifen. Das Insekt ist am leichtesten in der Form seiner ausgewachsenen Larve zu entdecken; es ist dann ein grünes, wurmartiges Geschöpf von etwa ¼ Zoll länge, mit einem schwarzen Kopf und einem längsweise laufenden mattweißen Streifen auf dem Rücken. Es frißt und nährt sich von den Alfalfablättern, in der Hauptsache von ausgangs Mai bis anfangs Juli und läßt sich finden und fangen, wenn man die Falten der Blätter an denen gefressen ist, untersucht oder mit einem Insektennetz über die Spitzen der Pflanzen hinwegfährt. Wenn die Larven zahlreich vorhanden sind, so zerstören sie alle zarteren Theile an den Pflanzen und diese erscheinen dann in den Spitzen weiß, so daß das Feld aus der Entfernung aussieht, als ob es vom Frost befallen wäre.

Das erwachsene Insekt ist ein oval geformter brauner Käfer mit einem vorspringenden Rüssel und etwa dreisechzehntel Zoll lang. Die Farbe ist häufig fast schwarz. Dieser Käfer ist schwerer zu entdecken als die Larve, es ist aber dennoch das ganze Jahr hindurch im Felde anwesend. Im Winter findet man ihn in der Erde um die Kronen und Wurzeln der Alfalfapflanzen.

Die Ueberwinterung des Alfalfawiebels geschieht nicht in eigentlicher vollständiger Winterruhe. Wenn das Wetter kalt oder auch nur kühl ist, verhalten sich die Käfer ruhig, nehmen aber bei eintretender wärmerer Witterung sofort wieder ihre die Pflanzen schädigende Thätigkeit auf. Das Eierlegen beginnt bald im Frühjahr und wird gewöhnlich bis Mitte Juni fortgesetzt. Eine wirksame Methode der Bekämpfung besteht deshalb darin, daß man die Eier durch Abweiden des ersten Wuchses der Alfalfa während dieser Zeit vernichtet. Ein gleiches Resultat läßt sich erreichen durch Schneiden und Verfüttern der grünen Alfalfa.

Wenn dieses nicht gethan wird, so schlüpfen die Larven etwa in der letzten Woche des Maimonats und auch noch früher in großen Mengen aus den Eiern und fressen die Blätter so rapide von den Pflanzen, daß diese nicht fähig sind, den Schaden durch Wachstum zu überholen. Wenn dann das Feld zu Heu geschnitten wird, sammeln sich die Larven auf den Stoppeln und verzehren häufig das ganze junge Wachsthum, so daß aus dem zweiten Schnitt gar nichts wird. Zu dieser Zeit haben die Larven dann ihr Wachstum beendet und gehen zur Verpuppung über und das spätere Wachstum der Alfalfa hat nun nicht mehr durch das Insekt zu leiden.

Das Abweiden der Alfalfa ist wie gesagt, im ersten Theile der Saison vom besten Erfolg zur Vernichtung des Wiebels und zum Schutze der Frucht. Das Feld sollte zu dem Zwecke in zwei oder drei Parzellen abgetheilt werden, um ein gründliches Abweiden zu erreichen. Es wird dann eine Parzelle nach der anderen abgeweidet und die Thiere verbleiben jedesmal so lange darin, bis die Pflanzen bis dicht am Boden abgefressen sind. Die Zahl und Größe der Parzellen hat sich nach dem Wachstum der Alfalfa mit dem Felde und nach der Menge Thiere die zum Beweiden zur Verfügung sind zu richten, so daß jede Parzelle wenigstens einmal in zwei Wochen gut abgefressen werden kann. Das Beweiden ist fortzusetzen bis die meisten Eier von den Wiebeln gelegt sind, das ist meistens noch etwas länger als die Zeit wo gewöhnlich die Alfalfa das erste Mal geschnitten wird.

Wo Viehzucht und Viehmast betrieben wird, bietet dann diese Methode auch noch eine vorzügliche Mastweide; die Thiere nehmen gut zu auf der Alfalfaweide mit entsprechender Beigabe von Körnerfutter, und so kann der erste Schnitt recht vortheilhaft verwerthet werden auch wenn er nicht zu Heu gemacht wird, und gleichzeitig werden die Käfer erfolgreich bekämpft.

Wenn die Wiebel nicht auf diese Art im Frühjahr vernichtet werden dann kann dies geschehen nachdem der erste Schnitt vom Lande genommen ist, durch Bearbeitung des Bodens, so das alle Vegetation verschwindet, eine trockene Staubschicht gebildet wird, die alle Erdritzen verschließt und das Feld möglichst glatt macht; die ganze Oberfläche wird so der Einwirkung der Sonne ausgesetzt. Das Bedecken mit einer Staubschicht ist ein wirksames Mittel zur Abtötung der Käfer, die Sache kann aber nur Erfolg haben wenn die Witterung warm, sonnig und trocken ist und auch der Boden trocken.

Der Schutz des zweiten Schnittes der Alfalfa läßt sich auch durch eine Bespritzung der Stoppel mit Giftbrühe erreichen; auch im Frühjahr läßt sich dieses Bespritzen durchführen. Es wird für diesen Zweck eine Mischung von 4 Pfund „Arsenite of Zinc" in 100 Gallonen Wasser benutzt und braucht man von dieser Mischung von 50 bis 100 Gallonen zur Bespritzung eines Acres.

Dann wird auch noch die Kultivierbearbeitung des Alfalfafeldes, um die Alfalfa zu einem kräftigeren Wachstum anzuregen, empfohlen. Hierdurch werden die Wiebel natürlich nicht vernichtet, nur daß die Pflanzen schneller vorwärts kommen und früher geschnitten werden können.

Zur Zeit jedoch handelt es sich bei mehr Farmern darum, wie sie verhüten können, daß die Käfer in die Alfalfafelder kommen als um ihre Bekämpfung wenn sie darin sind. Man kann noch nicht genau sagen, auf welche verschiedene Arten sich die Wiebel verbreiten, doch sind einige Thatsachen in dieser Beziehung als festgestellt zu betrachten. Es findet sich das Insekt zum Beispiel oft in der grünen Alfalfa die frisch vom Feld gebracht wird und in dem zweiten Heuschnitt, ebenso auch unter Kartoffeln die mit Alfalfa in Berührung gekommen waren. Im Alfalfaheu und besonders in dem vom zweiten Schnitt sind sehr häufig Käfer vorhanden. Kartoffeln werden oft in Eisenbahnwagen auf einer Unterlage von Alfalfaheu verschickt und die Gefahr ist groß, daß Wiebel dabei mittransportiert und verbreitet werden. Sonst aber hat man keinen Beweis dafür, daß der Alfalfakäfer mehr entlang der Bahnen verbreitet wird als sonstwo.

Deutsch-Am. Farmer.

Gipfel der Grausamkeit.

Das Folgende ist der Hauptsache nach dem „Weltbote" entnommen.

In der alliirtenfreundlichen schwedischen Zeitung „Social Demokraten" berichtet Erik Palmsterna, welcher der schwedischen Besuchskommission in Frankreich angehört, nähere Einzelheiten über eine Inspektion der französischen Schützengräben in der Nähe von Betheny und bestätigt damit die von Deutschland schon am 26. August erhobene Anklage, daß die Franzosen über eine besondere Mördertruppe verfügen, welche den Namen „Netteveurs" führt und in den eroberten Gräben alle Deutschen niedermachen soll.

„Bei den Handgemengen in den Schützengräben," schreibt Palmsterna, „finden auch vielfach kurze Seitengewehre und Messer Verwendung, letztere in den Händen einer Truppe, welche besonders für den Zweck ausgerüstet ist und die sogenannte „Nettyage" in eroberten Gräben besorgt.

„Dies bedeutet, daß die Leute, welche sich entweder nicht sofort ergeben oder auf dem Boden liegen und nicht mehr imstande sind, sich zu verteidigen, einfach abgestochen werden. Das ist der Weg, die Gräben zu säubern." Von den Alliierten zum Abstechen der wehrlosen Feldgrauen benutzten Messer sind eigens zu diesem Zweck hergestellte Mordinstrumente, deren Lieferant ein amerikanischer Fabrikant ist. Eine Sendung von 1,000 Groß also 144,000 Stück, ist in den letzten Tagen auf zwei Dampfern einer britischen Schiffsgesellschaft von New York aus verschifft worden.

Dies wird jedoch keineswegs die erste Sendung gewesen sein, zumal schon im Januar einem Newarker Fabrikanten ein Riesenauftrag für die Lieferung dieser Schlächtermesser von englischen Vertretern in New York angeboten wurde. Dieser Fabrikant lehnte jedoch den Auftrag rundweg ab, da es allen menschlichen Gefühlen widersprach, solche scheußliche Werkzeuge zum Hinmorden hilfloser Soldaten herzustellen. Er sagte damals, daß die Form des langen, runden Stahlstachels extra ausgewählt sei, um damit Wunden zu schlagen, die eine innere Verblutung des armen Getroffenen herbeiführen müssen.

Ueber die Verwendung dieser Messer wurde schon am 26. August drahtlos aus Berlin gemeldet: „Die Ausrüstung der „Nettoyeurs" besteht nicht in Gewehren, Patronen und Bajonett, wie bei den übrigen Soldaten, sondern in Messern und Handgranaten. . . Die„ „Nettoyeurs" beginnen ihr Handwerk damit, daß sie alle, welche den Handgranaten entgegengehen und herzukommen versuchen, mit dem Revolver oder dem Messer abschlachten."

Daß diese Nettoyeur-Messer eigens zu dem Massenmord hergestellt sind, geht aus einer ebenfalls am 26. August drahtlos von Berlin berichteten, beschworenen Aussage des Korporals Adolph Levy von der griechischen Legion der französischen Armee hervor, in der es heißt: „Am 15. August bereitete die griechische Legion sieben Kilometer vom Bois de Folies einen Angriff vor, der am folgenden Tage stattfinden sollte. Die Offiziere gaben den Befehl aus, daß keine Gefangene gemacht werden sollten. Die Unteroffiziere verteilten eigens zu dem Zweck hergestellte Messer. Am 16. Juni sah ich während eines Angriffs auf Souchez mit eigenen Augen wie Deutsche, welche in den von uns genommenen Gräben die Arme hochgehoben hatten, mit den Messern abgeschlachtet wurden."

Villa's Niederlage.

Stadt Mexiko, 17. September. General Obregon, der mexikanische Kriegsminister, kündigt an, daß 1,000 Anhänger von Francisco Villa, welche am Freitag Abend die Stadt Chihuahua angriffen, am Samstag morgen mit einem Verlust von sechshundert Toten und vielen Gefangenen geschlagen wurden. Nach der Schlacht waren General Trevino's Truppen im Stand, am Samstag Vormittag um 11 Uhr an der regulären Unabhängigkeitstag-Parade teilzunehmen. Während des Kampfes wurde General Trevino leicht an der Schulter verletzt.

Mit Unterstützung einiger Bewohner der Stadt griffen Villa's Truppen Freitag Nacht um 11 Uhr an und nahmen das Zuchthaus, sowie den Stadt- und Bundes-Palast. General Trevino sammelte seine Truppen, nahm die öffentlichen Gebäude wieder und besiegte die Angreifer am Morgen vollständig.

Die Gefangenen werden vor ein Kriegsgericht gestellt. General Obregon sandte dem General Trevino ein Glückwünschtelegramm.

Die Heilquelle.

Die ihr mit sel'gem Herzenswallen
Versöhnt euch wißt durch Jesu Blut,
Geht aus und sagt es allen, allen,
Wie süß an seiner Brust sich's ruht!
Zeigt ihnen die vernarbten Wunden,
Die wunderthätig er geheilt,
Und rühmt's, wie er zu allen Stunden
Als Fürst des Lebens bei euch weilt!

Es geh'n noch viele in der Irre;
Ruft mit der Meldung sie herbei:
Daß aus dem nächtigsten Gewirre
Der Ausweg längst gefunden sei!
Noch kreuzen ohne Mast und Steuer
Sie auf bestürmtem Ocean;
Helft ihnen, wie des Leuchthurms Feuer
Den Schiffern, auf die rechte Bahn!

Teppiche reinmachen.

Alte Teppiche und Matten frische man auf, nachdem der Staub daraus entfernt ist, indem man sie mit einem Tuch abreibt, daß mit heißem Wasser, dem Ammonia beigefügt wurde, — 1 Tasse Ammonia auf 1 Quarts Wasser — angefeuchtet wurde. Bei älteren Matten oder Teppichen gebrauche man dies Wasser und bürste den Teppich damit, wie man einen Fußboden scheuert. Man brauche warmes, klares Wasser und einen zweiten Lappen zum Nachreiben und Nachspülen und reibe so trocken wie möglich. Selbstredend muß man den Teppich ganz trocken werden lassen, ehe man darüber geht.

Ein schläfriger Christ und eine mit Staub bedeckte Bibel sind zwei Dinge, vor denen der Teufel sich nicht fürchtet.

Amerikaner siegen.

El Paso, Tex., 17. September. Chauffeure von Armee-Lastautos, welche heute von der Grenze anlangten, berichteten, daß eine amerikanische Kavallerie-Abteilung 15 Meilen südlich von Namiquipa letzten Montag eine Bande von sechzehn Banditen umzingelte und fingen. Einer der Gefangenen verriet dem Bericht zufolge ein Versteck von Waffen und Munition. Die Gefangenen und die Munition sollen in Automobilen nach Colonia Dublan gebracht worden sein.

Schon vor einigen Tagen war ein Gerücht im Umlauf, daß General Pershing auf die Nachricht hin, daß sich eine kleine Abteilung von Mexikanern unterhalb von Namiquipa herumtreibe, ein Bataillon des 24. Infanterie-Regiments in Automobilen abgesandt habe, um die dortige Garnison zu verstärken. Obgleich die hiesigen Militär-Behörden sagen, daß sie nichts von der Sache gehört haben, versichern die Chauffeure, daß sich die Gefangenen jetzt in der Stockade von Dublan befinden.

Einem hier eingetroffenen Bericht zufolge wurden 153 Anhänger Villa's bei dem Angriff auf die Stadt Chihuahua getötet.

Jung gewohnt, alt getan,
Also fang' mit Gutem beizeiten an.

Erzählung.

Die unsterbliche Seele.

Von M. Inger.

Fortsetzung.

Es mußte Dich doch wieder hinziehen an den Ort, wo wir glücklich gewesen waren, sei es auch nur, um mein Grab zu besuchen. Von Zeit zu Zeit ließ ich in den verbreitetsten Zeitungen Aufrufe ergehen und kein Schiff, das im Hafen ankerte, entging meiner Nachforschung. Freilich war es immer vergebens, aber die Hoffnung schwand nicht und meine Gebete waren stets um Dich. —

Die erste Nachricht von Dir brachte Mimi, die einen Brief von Laurin erhielt, worin er Deiner erwähnte. Ich vergesse nie, wie Mimi mir um den Hals fiel und in einem Atem rief: Ich hab' mich mit Laurin verlobt, und dein Pedro lebt und kommt her. — Ich meinte, mein Herz müßte stillstehen vor Freude. Aber es bricht nicht so leicht in Lust und Leid.

Welche Freude war es mir, auch durch Laurin zu erfahren, daß Du den Weg zum Leben gefunden hast. Welch' ein Zusammenleben wird es jetzt geben, da wir uns ganz verstehen!

Eigentlich hättest Du mit Laurins Brief ankommen müssen, aber Du warst nicht an Bord. Nachforschungen ergaben, daß Du durch einen Fieberanfall gezwungen in Alexandrien geblieben wärest und wahrscheinlich mit dem nächsten Schiff kommen würdest. Dadurch erhielten wir Zeit, die Sache zu überlegen und uns vorzubereiten. Wir berieten, daß, wenn Du als Genesender kämest, ein plötzliches Wiedersehen Dich angreifen könnte. Dazu hatte die letzte Pflege mich stark angegriffen, und die Aerzte drangen auf eine Erholung. So beschlossen wir denn, daß Mimi Dich zunächst empfangen und Dir diesen Brief einhändigen soll. Ich werde, sobald ich meine Sachen geordnet habe, nach Sylt reisen, wo Du mich, will's Gott, frisch und gesund wiederfinden wirst.

Mein Herz schlägt vor Wonne und ich kann mich kaum überwinden, von hier fort zu gehen. Doch für uns beide wird es wohl das Rechte sein, und was ist diese kurze Thennung gegen die lange, schreckliche Wartezeit, die ich durchgemacht habe? Sobald Du es aber vermagst, eile in die Arme Deiner harrenden Elisabeth." —

Pedro hatte den Brief beendet und sank auf die Knie, um Gott für seine Gnade zu danken.

Noch am selben Tage eilte der Spanier zu Stroms, um mit ihnen die schleunige Abreise nach Sylt zu bereden. Wenn ein Schiff abgegangen wäre, hätte er es am liebsten sofort benutzt. Nun mußte er sich gedulden bis zum nächsten Tage, und Mimi fand dies sehr heilsam, weil sein heißes Blut sonst leicht in Fiebertemperatur geraten könnte. Pedro aber meinte, daß nicht die Freude, sondern nur die Spannung und Ungeduld fiebernd wirkte. Als er einsah, daß nichts zu machen, und erfuhr, daß Elisabeth schon durch eine Depesche von allem unterrichtet sei, gab er sich zufrieden und ließ sich sogar überreden, eine Tasse Tee mit den Damen zu trinken.

Hierbei erfuhr er alles, was noch von Elisabeth zu berichten war. Sie hatte sich auf Sylt rasch erholt und wohnte in demselben Quartier, das ihr alter Vater in so vielen Jahren benutzt hatte. „Wir ziehen dort auch ein," erzählte Frau Strom, „denn die Villen am Strande sind uns jetzt zu teuer. Es ist überhaupt eine fixe Idee von Mimi, daß ich eine Badereise nötig habe."

„Erlaube, Mama, in dieser einen Sache bist du wirklich nicht recht unterrichtet. Sie hat sich so angestrengt," wandte sie sich an ihren Gast, „ordentlich stramm mitgearbeitet und zuletzt die Erregung wegen meiner Verlobung."

„Ich kann mir denken, wieviel es Ihnen gekostet hat, die Einwilligung zu geben," meinte Pedro.

„O, das Muttchen war rührend gut und selbstlos," rief Mimi begeistert und streichelte zärtlich ihre Hand.

„Nun, einmal muß man sich doch von den Kindern trennen," meinte jene ergeben, „wenn sie dann nur glücklich sind. Uebrigens werde ich nicht allein sein, da Kurt nach Hamburg kommt, und wir zusammen wohnen wollen."

„Doch nun erzählen Sie vom Kilimandscharo, ich kann es kaum mehr erwarten," drängte Mimi und bewunderte dabei heimlich ihren Ring.

Da erzählte der Spanier von seinen Erlebnissen drüben, häufig unterbrochen durch Mimis Fragen, und es war schon spät, als man sich trennte.

Der folgende Tag brachte herrliches Reisewetter. Die Luft war rein und leicht bewegt, das Meer strahlte das Blau des Himmels wider, der sich am Horizont mit ihm vereinte.

Die Passagiere des Sylter Dampfers waren alle auf Deck, bis auf einige empfindsame Naturen, die schon der Geruch des Ankerseils elend machte. Die günstige Fahrt ging für Pedros Ungeduld jedoch immer noch nicht rasch genug. Er war ein schlechter Gesellschafter für die beiden Damen Strom, die es ihm diesmal aber nicht übel nahmen.

Einen Seufzer der Erleichterung stieß Pedro aus, als am Spätnachmittage die Sylter Dünen wie eine schneebedeckte Bergkette aus der Flut emporstiegen. Endlich warf das Schiff Anker.

Aber Elisabeth war weder an der Landungsbrücke, noch an der Haltestelle der Kleinbahn in Westerland zu entdecken. Was mochte das bedeuten? Als sie jedoch das Häuslein des Tischlers betraten, legte dieser in Pedros Hand ein Briefchen, das Elisabeth für ihn zurückgelassen hatte. Nur wenige Worte enthielt es, aber sie sagten genug:

„Solltest Du heute ankommen, Du Einziger, Du Geliebter, so findest Du mich auf der Sonnendüne. Es war mir unmöglich, Dich unter all den gleichgültigen Menschen zum erstenmal wieder zu sehen."

Ja, das verstand und billigte er von ganzem Herzen, da hatte sie seinen eigenen Wunsch getroffen. Die Sonnendüne war die Höhe, auf der er einst Elisabeth und Mimi beobachtet hatte. Sie hatten den Platz später so genannt weil man von hier aus am besten den Sonnenuntergang beobachten konnte.

Sofort machte Pedro sich auf und eilte quer über die Heide dem Ziele zu. Er beachtete nicht den träumenden Abendfrieden, der rings auf der blühenden Heide lag, noch das Abschiedssummen der Bienen an den Blütendolden, noch das Abendlied der kleinen Heidelerche zu seinen Häupten. Fort, nur fort zu ihr.

Da war der Hügel, und oben stand eine weibliche Gestalt im weißen Kleide, umstrahlt vom Lichtglanz der Abendröte. Sie hatte die Hände gefaltet und sah der sinkenden Sonne nach.

Das war Elisabeth, wie er sie vor einem Jahr dort gesehen hatte! Er konnte ihre blonden Locken erkennen, mit denen der Abendwind spielte.

Sein Herz schlug in starken Stößen.

Jetzt machte sie eine Wendung und nun hatte sie ihn gesehen. Da breitete sie die Arme aus ihm entgegeneilend und lag unter Lachen und Weinen an seiner Brust.

„Elisabeth!" sagte er, und weiter nichts.

„Ja, wir haben uns wieder, Pedro. Wie oft habe ich mir diesen Augenblick ausgemalt und wagte doch nicht, an ihn zu glauben."

„Elisabeth!" sagte er noch einmal. Schweigend und eng verschlungen gingen sie die Anhöhe hinauf und als sie dort Seite an Seite saßen, lächelte er glücklich und sagte:

„Nun habe ich dich wieder und werde dich nicht mehr lassen; nun ist alles gut.

Sobald wir das Nötige geordnet haben, lassen wir uns in aller Stille hier auf der Insel trauen. Ich habe schon alles verabredet mit Frau Strom. Sie nimmt dich unter ihre mütterliche Obhut, und Mimi setzt dir den Brautkranz auf."

Stumm saßen dann beide aneinander geschmiegt, die Heidelerche jubelte noch immer im Aetherblau, das leise Glucksen der Meereswellen klang zu ihnen herauf, und die Sonne goß ihre letzten Strahlen über das vereinte Paar.

Pedro sah in den Abendglanz und er kam ihm vor wie ein Segensgruß Gottes. Da wurde seine Seele weit von unsagbarem Glück. Er zog seine Braut an sich und sagte bewegt:

„Elisabeth, Elisabeth, jetzt erst weiß ich, was eine Menschenseele wert ist. Du bist mir für eine kleine Zeit genommen, damit ich dich erst ganz besitzen könnte und nun darf ich mit vollem Rechte sagen: Ich liebte dich immer, ich liebe dich heut' und werde dich lieben in Ewigkeit."

Schluß.

Landstraßen.

Das Landstraßen-Bureau des Ackerbau-Departements hat festgestellt, daß von den Licensgebühren für Automobile, welche im Jahre 1915 in den einzelnen Staaten erhoben wurden, volle 90 Procent für den Bau und die Instandhaltung von Staats- und County-Landstraßen verausgabt wurden. In runden Zahlen beläuft sich diese Summe auf $16,500,000. Die Beamten des genannten Bureaus haben ferner ermittelt, daß während des Jahres 1915 nicht weniger als 2, 445,664 Automobile registrirt wurden, wofür an Gebühren $18,-250,000 bezahlt wurden. Das ist $6,000,-000 mehr als im Jahre 1914. Nach den Erhebungen des Bureaus werden aus den Gebühren für die Registrierung von Automobilen jetzt 7 Prozent der Baukosten aller Brücken und Landstraßen im ganzen Lande bestritten, während im Jahre 1906 diese Gebühren nur drei Zehntel von einem Procent dieser Kosten deckten.

Ameisen und Kreide.

Wer aber ein neues Baumgut angelegt hat, wird bald eine unangenehme Entdeckung machen, vorausgesetzt, daß er sich die Mühe nimmt, täglich seine neuen Bäume einer Besichtigung zu unterziehen. Kaum sitzt der Baum und sucht festen Fuß zu fassen so hat sich auch schon die Ameise an seinem Fuße eingefunden, nistet sich im lockeren Boden an den Wurzeln des jungen Baumes ein und verhindert so das Anwachsen. Doch nicht genug. Treibt der Baum die ersten Blättchen, so ist die Ameise schon da und frißt die jungen Geschosse (Triebe) an, blüht das Bäumchen in den nächsten Jahren, so frißt wiederum die Ameise die Blütenknospen und selbst die schon gebildeten Früchte an, und ihr Zerstörungswerk kennt keine Grenzen. Die Folge hiervon liegt auf der Hand, also mancher Baum, der durch die Belästigung der Ameise bis zum Absterben notleidet, ist, wenn nicht sogleich, doch sicher in wenigen Jahren für immer verloren.

Um diesem Uebel zu steuern, wende man ein einfaches Mittel an, das schon längst bekannt ist und guten Erfolg geben soll, nämlich die Bestreichung des Stammes mit Kreide. Der Baum, ob jung oder alt, wird am Stamm an einer möglichst glatten Stelle mit Kreide überfahren, desgleichen der Baumpfahl unterhalb des Bandes und sofort verschwindet auch dieses schädliche Getier auf Nimmerwiedersehen. Die Ameisen machen, wie die Beobachtung lehrt, alle möglichen Versuche, wieder über die befreidete Stelle zu kommen, doch es ist für sie ein Ding der Unmöglichkeit, die einen fallen wie betäubt gleich herab, die andern, an den Füßen mit Kreidestaub beschwert, können nicht mehr gehen und fallen ebenfalls ab und nach wenigen Tagen ist das ganze, am Fuße des Baumes in lockerer Erde versammelt gewesene Heer von Ameisen verschwunden.

Auch in Küchen, Speisekammern und dergleichen Wohngelassen kann man sich durch Bestreuen des Bodens mit pulverisierter Kreide (Kreidestaub) der so lästigen Ameisen erwehren.

Viehzecken.

Der Ackerbausecretär unterzeichnete eine Order, die am 15. September in Kraft trat und wodurch die Zeckenquarantäne in einem Gebiet von ungefähr 9,493 Quadratmeilen aufgehoben wird. Durch diese Order wird die letzte Quarantäne in California aufgehoben und der zeckenfreien Gegend 10 Counties in Georgia, 3 in South Carolina, 2 in Alabama, 2 ganze und 1 Theil von 2 Counties in Oklahoma und ein County teilweise im Staate Mississippi hinzugefügt.

Der Bekämpfung und Ausrottung der Zecken bringt man jetzt in den südlichen Staaten ein größeres Interesse entgegen als jemals zuvor, und es ist zu hoffen, daß in absehbarer Zeit das Ungeziefer, welches der Viehzucht hindernd im Wege steht, gänzlich ausgerottet wird.